N° 134.

Gall. rev. 371-3/4

Die Franzosen am Rheinstrome.

IIItes und IVtes Heft.

A Beauharnois

1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Der Zweck, den ich mir bei diesen Blättern vorgesetzet habe, ist, das vom Schauplatze des jetzigen Krieges entferntere Deutsche Publikum mit dem herrschenden Geiste der Zeit bekannt zu machen. Man darf daher bei keiner Erzählung und bei keinem Urtheile, das ich mir etwa erlaubet habe, die Absicht zu loben, oder zu tadeln voraussetzen. Hat dieser herrschende Geist einige Folgen für die Zukunft; so wird man sich seine Wirkungen alsdann leichter erklären können, vielleicht ist es auch noch Zeit, einige zu hindern, wenn ich recht gesehen habe: sollte er hingegen meinem Wunsche gemäs, wie eine Staubwolke, die der Wirbelwind plötzlich aufweht, und wieder fallen läßt, der Nachwelt keine Spur seines Daseyns zurücklassen, so vergeht das Andenken dieser kleinen Schrift, wie jenes tausend anderer Bücher, welche täglich erscheinen.

Um von dieser Schrift noch ein Wort zu sagen, so werden meine Leser darin den jovialischen Ton vermissen, der in den vorigen Heften herrschet: allein die Komedie hatte mit dem Rückzuge Custine's ein Ende, mithin auch die komischen Erzählungen. Was ich von Pohlen in diesem Hefte sage, ist eine Art von pot-pouri: aber die Wahrheit zu sagen, ist ganz Europa dermalen ein pot-pouri. Es kann seyn, daß die Entwicklung dieses politischen Chaos sich ganz anders macht, als ichs glaube: nur bitte ich, mich nicht nach dem Augenblicke zu beurtheilen. Geschrieben im August 1794.

Der Verfasser.

Die

Franzosen am Rheinstrome.

Drittes Stück.

Die Klugheit der Menschen strauchelt am alleröstersten, wenn sie sich an andern Menschen übet: alle übrige Wesen stehen ihr weit sicherer zu Gebothe. Der Mensch ist jener Proteus, von dem man nicht weiß, welche Farbe oder Gestalt er von einem Augenblicke zum andern annehmen werde

Vitae disconvenit ordine toto.

Beurtheile ihn nach dem, was er heute zu seyn scheint, morgen kannst du von vorne anfangen. Die Ursache dieser Wandelbarkeit ist wohl ganz allein in der Vielfältigkeit seiner Fähigkeiten und Leidenschaften zu suchen, welche durch die Eindrücke äusserer Gegenstände in Thätigkeit gesetzet werden, und abwechselnd herrschen. In einem Augenblicke, wo ich mir selbst überlassen, durch einen, ich weiß nicht welchen Gang meiner Ideen, auf die Betrachtung der Nichtigkeit alles Irrdischen gerathen bin, und mich eine Weile in die Hinfälligkeit der Menschen, ihrer Werke und Anschläge

vertiefet habe, findet der Arme einen wohlthätigen Bruder an mir. Ich theile mein Stück Brod mit ihm und will mich schon lebend an ihn gewöhnen, da wir, so denke ich, vielleicht in ein Paar Tagen im Grabe nebeneinander liegen werden, um beysammen zu bleiben, bis unsere Knochen in Staub zerfallen. Mein armer Bruder freuet sich, an einem Menschen, der etwas mit ihm theilen kann, eine so freundliche Miene, eine so tröstliche Ansprache gefunden zu haben, und nimmt sich schon beim Danke vor, mich bald wieder zu besuchen. Er thut's: aber anstatt der freundlichen Miene findet er ein trotziges Gesicht, anstatt der tröstlichen Ansprache ein schnurrisches Gotthelf. Ich habe nun andere Dinge im Kopfe: seit gestern, wo ich an's Grab dachte, denke ich ans Ehebett, an die Kinder, die ich mit meiner Gattin zu erzeugen hoffe, an ihre Erziehung, an ihre Versorgung, an — an — Gott weiß was: ich bin in meine Familie verliebt, die noch im Chaos lieget, und vielleicht das Tageslicht in alle Ewigkeit nicht sehen wird, und diese Liebe für ein Unding hat alles Gefühl für ein Geschöpf ersticket, das schon lebet und leidet, das mir von Kopf bis zu Fuß ähnlich, das ein ander Ich ist. Das Erstemal schliefen meine Leidenschaften, nun

sind sie alle in Bewegung und bestürmen mich von allen Seiten — die Liebe, der Ehrgeiz, die Habsucht: helf dir Gott, armer Bruder! in diese Gesellschaft taugest du nicht. Da die Metaphysik die Stärke der Bettler nicht ist, so wird mein Armer auf allerhand Gedanken fallen; er wird sich selbst die Schuld geben: Du bist zu bald wieder gekommen, oder du hast eine zu vertraute, einem Bettler unanständige Miene angenommen, da dich die Guthmüthigkeit dieses Mannes zu dreist gemacht hat u. dg. Binnen der Zeit, da mein Armer seine Rolle zum dritten Besuche studiret, lese ich die Lebensgeschichte des unsterblichen Colbert und bin nun ganz Kameraliste. Nur durch Fleiß und Arbeit, sage ich bei mir selbst, kann ein Land in Aufnahme kommen, und die Armen, welche das Schicksal zur Handarbeit verdammet hat, muß man zu nützlichen Beschäftigungen anhalten. Nun ist mein Kopf mit Spinnhäusern und Fabriken angefüllt; jedes Individuum, das ich in schlechter Kleidung auf der Gasse sehe, möchte ich schon vor der Hand in die Seminarien der Gewerbsamkeit schicken, die ich in verschiedenen Gegenden meines Vaterlandes anlegen zu lassen — das Projekt machen will. Kömmt nun mein Mann zum Drittenmale, so

wird er weder den mitleidigen Ton hören, der ihm das Erstemal tröstlich entgegen kam, noch das schnurrische Gotthelf, das ihn beim zweiten Besuche abwies: ich werde ihn mit einer Amtsmiene betrachten, ihn fragen, woher und wie alt er ist, was ihn zu betteln veranlasse. Ist es Mangel an Arbeit und Verdienst? zu was hat er Geschicklichkeit? in Leder, Holz, Wolle, Leinen oder Metallen zu arbeiten? Es soll Ihm geholfen werden, und zwar in kurzem, hab' Er Geduld uud seh' Er, wie Er einsweilen sich durchschlagen kann. Wenn mich der Mann nicht recht ins Gesicht gefasset hat, so kann er glauben, daß er's alle Dreimale mit einem andern zu thun hatte.

Gestern ließ mich ein Edelmann seinen eingebildeten Vorzug zu sehr fühlen, und da wünschte ich, die franzősische Gleichheit in meinem Vaterlande eingeführt zu sehen, um dem Wichte gleich sagen zu können: Bürger Martin? Das sollte ihn doch recht ärgern, so in einem Huy vom gnädigen Herrn zum Bürger Martin herabgefallen zu seyn! Aber zum Glücke für mich ist mein Wunsch unerfüllt geblieben, und heute macht mich ein anderer Edelmann zum Amtmann über

seine Dörfer: ein ganz hübsches Aemtchen, das ich nimmer würde erlangt haben, wenn schon gestern aller Adel und die Feudalrechte verschwunden wären. Um Freiheit und Gleichheit, sage ich nun, mag es wohl im goldenen Weltalter eine ganz schöne Sache gewesen seyn, wo die Menschen mit dem Kleide der Natur zufrieden sich an den Früchten sättigten, die diese gute Mutter ohne Menschenhülfe aus ihrem reichen Schoose verschwenderisch auf die Erde schüttete; wo eine Berghöhle ein Pallast, grüner Rasen ein Sopha und eine Streu von Gras und Laub das einzige Bett waren, das man kannte und bedurfte: aber heutzutage taugen sie nichts mehr. Wer gestern über diesen Gegenstand mit mir sprach, der wird heute glauben, ich sey metamorphosieret worden. Solche Freunde und solche Feinde hat das französische Freiheitssystem in Deutschland gefunden, so ist der eine, der ihm Gedeihen wünschte, zum Verfolger seiner Anhänger geworden, während der andere, der vor kurzem nichts davon hören wollte, jetzo nichts anders mehr preiset. Man hat Leute, die in Diensten stehen, mit unbesonnener Freimüthigkeit über Despotismus der Fürsten und des Adels klagen und das Lob der Franzosen singen gehört, die alle der Plage weislich

lich ein Ende gemacht hätten. Dieser ist sicher der erste, sagte ich oft, der sich zur Religion der Neufranken bekennen wird, wenn es ihnen gelingt, ihre Kanzeln in Deutschland aufzuschlagen und öffentlich zu predigen; denn er trägt sie schon im Herzen und ist von ihrer Wahrheit überführt. Was geschah? Die Franzosen kamen, und mein Freiheitsapostel lief seinen sogenannten Despoten in ein ander Land nach. In dem Augenblicke sah er ein, daß es für ihn doch immer besser ist, einen Herrn zu haben, der ihn gut ernähret, als frey zu seyn und zu darben. Doch wenn es der Herr erfährt, daß ich eine jakobinische Seele habe, die nur die Bedürfnisse ihres Bruders, des Leibes, zwingen, eine Maske vor das Gesicht zu nehmen, was wird aus mir werden? — laßt uns die Rolle des Heuchlers nicht halb spielen! laßt uns diejenigen verläumden und verfolgen, die vielleicht besser denken als ich, aber nicht so klug handeln. So fanden die Fürsten manchen Anhänger, so die Anhänger der Franzosen manchen Verfolger,

Periculosum est credere, et non credere. Je wichtiger die Sache ist, die hier zum Grunde lieget, destomehr Klugheit erfordert es, um sich in seinen Urtheilen nicht zu übereilen. Wäre

man mit Gelassenheit zu Werke gegangen, so würde manches ganz anders gesehen haben, als man es nun sieht, oder zu sehen scheinen muß, um nicht selbst zu gestehen, daß man Unrecht gethan habe. Es dienet weiter zu nichts, sich mit den Folgen des Rückzuges der Franken im vorigen Jahre aufzuhalten, als daß man dadurch den herrschenden Geist jener Gegenden kennen lernet wo sie eine Weile gestanden und ihr Lehrsystem zu verbreiten gesuchet haben. Aber eben dieses dünket mir von der äussersten Wichtigkeit zu seyn, nachdem es so weit gekommen ist, daß die Welt durch Meinungen regieret wird. Alles ist über die Maasen gespannt und aufmerksam auf die Wendung, welche die französischen Angelegenheiten endlich nehmen werden. Wird es bei der republikanischen Verfassung bleiben, oder wird der Königsthron wieder hergestellet werden? Wird man die Franzosen zu Paaren treiben, und ihnen Gesetze vorschreiben, oder werden alle Bemühungen, diesen Zweck zu erreichen vergeblich seyn? Was wird eines oder das andere für Folgen haben? Welchen Einfluß kann der Erfolg auf diejenigen Völker haben, die mit Frankreich im Kriege oder dessen Nachbarn sind? Diese Fragen beschäftigen alle Köpfe vom Minister bis

zum Schuhflicker, und jeder beinahe schlägt sich zu einer Parthey. Die Parthey der Franzosen ist um so zahlreicher, weil es gefährlich ist, sich öffentlich dazu zu bekennen,

Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata.

Hieraus entspringt Zurückhaltung und gegenseitiges Mistrauen. Kurz nach dem Rückzug der Franzosen sprach ich ein Paar Landleute, die mir auf der Strasse aufstießen: Wie geht es nun? war meine Frage. Jetzo, antworteten sie, geht es wieder gut, seitdem die Franzosen weg sind. — Habt ihr etwas von ihnen zu leiden gehabt, fragte ich weiter. Das eben nicht, erwiderten sie, aber überhaupt war ja unter ihnen Handel und Wandel gehemmet, der Arme war unterdrücket, und der Reiche allein Herr: jetzo kann doch der Arme auch wieder sein Stück Brod gewinnen, und darf seine Stimme hören lassen. — Wenn es verschmitzte Stadtleute gewesen wären; so müßte ich glauben, sie hätten ein Persiflage machen wollen: denn die Sache verhielt sich gerade umgekehrt. Diese Leute hatten aller Wahrscheinlichkeit nach von öffentlichen Angelegenheiten vertraut mit einander gesprochen, und fürchteten, wie der Geitzige beim Moliere, belauschet

worden zu seyn, daher sagten sie dummes Zeug, und suchten meine Gesellschaft, so bald als möglich, loszuwerden: mich überzeugte ihre Verlegenheit, daß sie die Franzosen zurückwünschten. Ein andermal hörte ich zwo Bäuerinnen im Felde politisiren: „Hielten wir's mit den Deutschen, sagte die eine, als ich eben vorbei gieng, so peinigten uns die Franzosen: haben wir's mit den Franzosen gehalten; so peinigen uns jetzo die Deutschen. Es bleibt uns, wenn es nicht bald anders wird, nichts übrig, als auf einer oder der andern Seite den Galgen zu zieren." Diesen Ausdruck habe ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmale gehört. Die preußischen Hussaren streiften in der That aller Orten herum, und machten Jagd auf die sogenannten Patrioten. So hießen sie alles, was französisch gesinnet war, oder seyn sollte. Die Leute wurden ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes Haufenweise zusammengeführt, und nach Königstein oder in andere Gefängniße gebracht, woraus man sie nach einigen Monaten wiederum Haufenweise als unschuldig entließ, nachdem sie ohne Hoffnung des geringsten Ersatzes große Kosten und große Versäumniße in ihrem Gewerbe gehabt, und nebst dem vieles Ungemach, ja

manchmal sehr üble Behandlung ausgestanden hatten. Der gemeine Soldat, der in Kriegszeiten immer auf Gewinn bedacht ist, der ihn für seine Mühseligkeiten einiger maßen entschädigen soll, benutzte diese Streifzüge hie und da durch Ranzionirungen, und wer sich nicht ranzioniren konnte, wollte oder durfte, mußte es doch wenigstens an Trinkgeldern nicht fehlen lassen, um leidlich behandelt zu werden. Ich muß aber auch sagen, daß die Offiziere diesen Unfug nachdrücklich steuerten, wenn er ihnen zu Ohren kam, und man den Thäter entdecken konnte. Man darf auch dieses Betragen nicht als eine Eigenheit der Preußischen Soldaten ansehen: sie thaten weniger, als ein anderes Militär sich würde erlaubt haben. Im Ganzen genommen ist der preußische Soldat gesittet, und bei seinem geringen Gehalt leicht zu begnügen: aber daß gar keiner diese Gelegenheit benutzet haben sollte, das wäre um so mehr ein Wunder gewesen, als man alle diese Leute für Verbrecher ansah, und sich bei den Großen ein Verdienst zu machen glaubte, wenn man sie in dieser Eigenschaft behandelte. Der Haß, den man auf die französischen Patrioten geworfen hatte, dehnte sich auf ihre wahren oder scheinbaren Anhänger in Deutschland aus.

und, sey es aus Rachsucht oder aus Gunstwerbung, jeder machte die Sache der Großen zur eigenen Angelegenheit, und glaubte, es wäre für ihn ein Verdienst, diejenigen zu verfolgen, welche diesen misfielen. Das Volk selbst wüthete weit ärger gegen dergleichen Leute, als der Soldat, den die Kriegszucht im Zaume hielt: wäre dieses nicht gewesen, so würde nur wenigen ausgezeichneten Personen widerfahren seyn, was mehrern Hunderten widerfahren ist. Denn wie konnte der im Lande unbekannte Soldat die Gesinnungen der Leute wissen, denen nun so viel daran gelegen war, ihre Denkungsart geheim zu halten? Aber nun stand eine Hälfte des Volkes als Ankläger gegen die andere Hälfte auf: die Benennungen, Patriot und Aristokrat, waren in Jedermanns Munde, ohne daß von hundert einer gewußt hätte, was er sagte. Aber

Nimium ne crede colori

man muß nicht glauben, daß dieser Verfolgungsgeist aus einer reinen Quelle kam: die wahren Verehrer und Verfechter der alten Verfassung waren die gemäßigtesten in Ansehung ihrer verirrten Mitbürger, während die großen Schreyer nur die Sache des Vaterlandes oder des Landesherrn zum Vorwand nahmen, um ihre Privat-

absichten zu erreichen. Dieses waren entweder Rache für vergangene Beleidigungen, oder Hoffnung zu einer Stelle zu gelangen, wenn man einen andern daraus verdrängte, oder Aussicht zur Erweiterung des Nahrungsstandes, wenn man einen Konkurrenten in Miskredit oder gar um Hab und Gut brachte, manchmal auch wohl gar böses Gewissen, welches die Anklage gegen andere zum Mittel wählte, der Untersuchung zu entgehen. Am eifrigsten zeigten sich diejenigen, welche durch die Einführung der französischen Konstitution um ihre Aemter gekommen waren. Man kann sich leicht denken, daß dergleichen Beweggründe große Gährung in einem Lande veranlassen mußten, das vielleicht mehr als irgend eine Provinz Deutschlandes mit Egoisten angefüllet ist, wo der Geist der Kleinlichkeit durchgängig herrschet, und wo die französische Intriguensucht, wegen der Nachbarschaft, aus den Wurzeln treibt. Anstatt bei dieser allgemeinen Schilderung mich länger aufzuhalten, will ich hier die Geschichte der Verhaftnehmung eines Mannes nachholen, der dem Publikum schon bekannt ist, des gewesenen Máre's zu Worms Hn. v. Winkelmann. Ich habe diese Geschichte schon im zweiten Hefte berührt, aber nur sehr unvollstän-

dig: vielleicht hören sie meine Leser gerne aus seinem eigenen Munde: ich will ihn daher selbst reden lassen. Ich gieng am 30 März gegen Mittag zu Fuß von Worms weg, nahm meinen Weg über den Dirmsteiner Hof, Grünstadt und Gelheim, und umgieng dadurch die ganze französische Armee im Rücken, und den linken Flügel der preußischen. Kirchheim bei Bolanden war das Ziel meiner Wanderschaft, wo ich mich bis zum 2 oder 3 April aufhielt. So bald ich gehöret hatte, daß Worms mit regulirten Truppen besetzet war, kehrte ich ohne alle Bedenklichkeit nach Haus, präsentirte mich des Prinzen von Baaden Durchlaucht, und zeigte mich allenthalben öffentlich.

Inzwischen wurde ich von einem meiner Freunde, der sich in Mannheim aufhielt, zu einem wichtigen Geschäfte vorgeschlagen. Ich gieng den 5ten Abends zu des Prinzen von Hohenlohe Durchlaucht, bath mir seine Genehmigung und seine Befehle zu diesem Geschäfte aus, die er mir mündlich, nebst einem Passe nach Mannheim gab, wo ich es anzufangen hatte. Ich fuhr den 6ten dahin, und stattete noch denselben Tag dem Prinzen von Hohenlohe in Dürkheim, wohin er sich

indessen begeben hatte, mündlichen Bericht ab; gieng den 7ten mit meinem Freunde in demselben Geschäfte zu dem kaiserlichen General Grafen von Wurmser nach Speyer, und von da den 8ten Vormittag auf Guntersblum zu des Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, der mich bei Sr. Majestät dem Könige aufführte. Der König nahm mich mit meinem Vortrage so gnädig auf, daß er dem Hrn. Obristen von M. in meiner Gegenwart den Befehl gab, mich den andern Tag in Worms zu einer weitern Reise abzuholen.

Meinen Freund, der mich zu diesem Geschäfte vorgeschlagen hatte, und der mich bei jedem Schritte begleitete, so wie das Geschäft, welches unser Gegenstand war, nahmhaft zu machen, wäre zwar jetzo keiner großen Bedenklichkeit unterworfen: allein dem Publikum kann es genügen zu errathen, daß es keine Kleinigkeit und eine gemeinnützige Sache war. Eben dieser Freund würde mir auch bezeugen, daß ich nicht einmal den Gedanken geäußert habe, bei dem Könige um Schutz oder sicheres Geleit zu bitten, und daß ich mich allenthalben als den ehemaligen Märe von Worms darstellte.

Den

Den 8ten Nachmittags trafen Se. Kurfürstliche Gnaden bei des Königs Majestät in Guntersblum ein, und am 9ten wurde ich auf Befehl und respektive Requisition Sr. Kurfürstlichen Gnaden, in meinem Hause über dem Mittagessen, von einem mit zwey Reitern begleiteten preußischen Adjutanten arretirt, und in das Quartier des preußischen Kommendanten im Gasthause zum Schwanen geführt, wo ich den Hrn. Statthalter z. Rh. und den hochfürstlichen Kanzler Frh. v. R. als Anführer des Kurfürstlichen Arrestbefehls antraf, und von letzterm die Erklärung vernahm, daß ich nur zu Vermeidung des besorglichen Konflikts mit der städtischen Gerichtsbarkeit aus Worms würde gebracht werden.

Mit welcher Vorsicht meine Transportirung von Worms nach Neuhausen geschah, wo man mir nicht gestattete, das geringste zu meiner Bequemlichkeit auf die Reise mitzunehmen (warum?) so daß ich nach der Hand bis in die vierte Woche nicht einmal ein Hemd wechseln konnte, und unterwegs eine entlehnte Kappe als eine Wohlthat annehmen mußte — wie man mich in der auf mein Ersuchen mir geneigtest verstatteten Kutsche durch zween Kommissäre, dem jüngern H. J.

dessen politischer Charakter mir unbekannt ist, und den H. Gr. nebst drei preußischen Reitern mit blosem Seitengewehr auf Neuhausen begleiten ließ, wo das an die Wachstube stosende Malefikantengefängniß, nach Anordnung des belobten jüngern H. J., dessen Vollmacht ich freilich nicht gesehen habe, zu meiner Verwahrung angewiesen ward — wie mir das Glück doch einen Mann mit Menschengefühl und Menschenverstand, den H. Gr. - - beschied, die um etliche Stunden willen, die ich in Neuhausen auf weitere Befehle zu warten hatte, und während welchen ich mit Wachtmännern und preußischen Reitern umzingelt blieb, nicht der Mühe werth fand, mich durch ein solches Gefängniß zu erniedrigen — wie ich darnach in der finstern Nacht mit derselben Reiterbedeckung in Gesellschaft des H. Gr. nach Guntersblum gebracht wurde, wo sich der König würdigte, mir die Trostworte sagen zu lassen: ich sollte nichts übles besorgen, wenn ich mich zu rechtfertigen wüßte (der gute König wußte die Uebel nicht, die mir bereitet waren, ehe man meine Rechtfertigung anhörte) — alles dieses braucht nicht weiter ausgeführet zu werden.

Von Guntersblum bis Frankfurt wurde ich mit Anstand, mit Rücksicht auf meinen Charakter

und mit Menschlichkeit behandelt: ich bekam nur einen preußischen Reiter mit dem Säbel in der Scheide zur Begleitung. Bis Frankfurt fuhr ich auf der Post, bezahlte Postgeld und Zehrung. Zu Gerau konnte ich keine Kutsche haben, sondern mußte mit einem Leiterwagen vorlieb nehmen, und da ich mit diesem Fuhrwerk nicht durch die Stadt fahren wollte; so stieg ich vor dem Thore ab, und gieng zu Fuß, um zugleich weniger Aufsehen zu machen.

Es war den 10 April Nachmittags um 5 Uhr, als ich, der erst vor kurzem die überirrdische Seligkeit, die Seelenwollust, der keine gleich kömmt, in vollem Maase genossen hatte, von dem Volke einer ganzen Stadt, deren erste Obrigkeit ich war, als Vater geliebt und geehret zu werden, der die untrüglichen öffentlichen Beweise davon noch zu einer Zeit empfangen hatte, wo meine Gewalt und mein Ansehen schon erloschen waren, nun auch verkosten mußte, wie bitter es ist, den Spott, die niedrigste Beschimpfung und die schändlichste Lästerung des Pöbels auf öffentlichen Strassen zu erdulden. Hätte der Gedanke: Das Volk, das dich kannte, segnete dich, und das Volk, das dich nicht kennet, fluchet dir,

mich in diesem wüthenden Sturm nicht aufrecht erhalten; ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre.

Mein Begleiter mit dem Säbel in der Scheide nützte mir zum Schutze gegen den auf mich losstürmenden Jahnhagel so wenig, daß nachdem ich ihn einigemal vergebens an seine Schuldigkeit erinnert hatte, ich um die ersten Anfänger thätlicher Mishandlungen von mir abzuweisen mich genöthiget sah, einen der kühnsten Frankfurter *) Helden mit einem derben Fußtritte zurück zu weisen, und einsweilen die Waffen, die ich hatte, zur kräftigern Vertheidigung in Bereitschaft zu halten.

*) Was H. v. W. nicht wußte, kann man hier dem Publikum sagen: daß nämlich die Frankfurter wenig Antheil an diesem Auftritte hatten, indem es schier lauter Mainzer Emigranten gewesen seyn sollen, welche freilich, es sey mit Recht oder Unrecht, über alles, was ihrem Beispiele nicht gefolget hatte, aufgebracht waren, und besonders eine der ersten obrigkeitlichen Personen als eine Miturſache ihres Jammers ansahen. Was im Texte folget, dienet den Verfasser des Beitrags zur Revoluzionsgeschichte von Worms zu Rechte zu weisen, welcher in der Frankfurter Zeitung vorigen Jahres gerüget worden ist.

Endlich langte ich auf der Hauptwache an, und ward da in eine an die Wachtstube stosende Kammer geführt, wo ich mich unter der Aufsicht des Profosen bis aufs Hemd, und zwar bei offener Thüre entkleiden mußte. Dieser Mann trieb seine Vorsicht beim Durchsuchen auf das Aeusserste, indem er sie bis auf den Leib unters Hemd ausdehnte, und so gar mit dem Finger mir in die Höhlung des Mundes griff. Er mußte wohl in großer Besorgniß stehen, daß ich mich selbst entleiben möchte, da er mir weder Halsbinde noch Schnupftuch am Leibe ließ, gewiß darum, daß ich mich nicht erhängen sollte. Warum er mir aber auch die Knieschnallen nahm, das weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. Endlich kam es zur Hauptsache, die meinen Missethäterszustand vollenden sollte. Nachdem ich wieder angekleidet war, wiewohl mit herunter hangenden Strümpfen und ohne Halstuch, kam die Kette, die meinen linken Fuß und meine rechte Hand in Verbindung miteinander brachte. So blieb ich auf der Hauptwache, dem gaffenden Pöbel aus allen Ständen zur Schau, bis der kommandirende Offizier, um sich Ruhe zu schaffen, mich auf die obere Stube bringen ließ. Hier befanden sich einige Arrestanten von Stande,

ich weiß aber nicht aus welcher Ursache: denn mir war ein Soldat mit blosem Säbel zur Seite gegeben, der mir nicht erlauben durfte, nur ein Wort zu reden.

Da dieses den Zulauf des Volkes nicht vermindern wollte, so ließ mich der Offizier in einen der gewöhnlichen Missethäterbehälter ins Gefängniß am Graben bringen. Dieß war die erste Wohlthat für mich, die ich dem H. Rggs-Sekr. H. zu danken hatte, welcher sich schon auf öffentlicher Gasse selbst der Wuth des Volkes ausgesetzet hatte, um mich zu retten. Nun empfahl er mich dem kommandirenden Offizier als einen Mann, der eine solche Behandlung nicht verdiente.

Ich lag in einem eiskalten Kerker, auf einem Strohsacke, in meinen Mantel eingehüllet und zufrieden, keines von den zweybeinigen Raubthieren zn sehen, die man Menschen nennt. Des andern Tages kam der Criminalrath oder Criminalreferendar von Frankfurt zu mir, bezeugte mir seine gefühlvolle Theilnahme an meinem harten Schicksale, und verschafte mir ein bequemeres Gefängniß mit einem Ofen. Ich weiß den

Namen dieses Mannes nicht, aber ich werde ihn auskundschaften, und er wird mir heilig seyn, so lang ich lebe.

Den 12 in der Frühe wurde ich in das Haus des Kommendanten geführet, wo ich noch fünf andere Gefangene aus dem alten und neuen Testament antraf, mit welchen ich unter einer Bedeckung von einem Unterofficier und sechs Gemeinen zu Fuß nach der Festung Königstein gebracht wurde, nachdem man mir die Kette, blos um die Rücksendung zu ersparen, abgenommen hatte.

Alles wohl überlegt, so kann es nicht wohl anders seyn, als daß ich auf eine ganz besondere Art mußte empfohlen worden seyn. Denn woher sonst die schimpfliche Behandlung, die mir schon zu Neuhausen zugedacht war, und die ich zu Frankfurt in so vollem Maase ertragen mußte? Läßt doch sonst die Polizey nicht zu, daß ein überwiesener Missethäter, der zum Galgen oder zum Rad schon wirklich verdammet ist, vom Pöbel muthwillig gemishandelt werde. Was mir diese saubere Empfehlung, die ihren Urhebern gewiß wenig Ehre bringt, noch unzweifelhafter machet, ist, daß der Hr. Plazmajor zu Frank-

furt, nachdem er schon im Hause des Kommendanten mich dem Unterofficier zur besondern Aufsicht zweimal empfohlen hatte, auch noch, als wir schon anf der Straße waren, bei versammelten Volke schrie: Höre er Unteroffizier! gebe er mir auf den Canonicus da besonders Acht. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß dieser Mann eine böse Absicht hatte: allein der Gassenpöbel nahm seinen Zuruf für eine Aufforderung, um die Auftritte vom 10 bei meinem Eintritt in Frankfurt zu erneuern. Zum Glücke für mich nahm ihn der Unteroffizier in einem bessern Verstande, that seine Schuldigkeit, und hielt, so viel in seinen Kräften war, den Pöbel im Zaume. Das Herz dieses Mannes hätte ich manchem Offiziere gewünschet, der es nicht unter militärischer Ehre hielt, auf wehrlose Gefangene zu schimpfen, wie uns das auf unserer betrübten Wallfahrt nach Königstein widerfuhr.

Auf dieser Festung wurde ich mit meiner Reisegesellschaft in das Gefängniß Nro. 2 geführet, dessen Anblick schon Schauder erreget. Am dritten Tag wurden zween meiner Gefährten, Hofrath P. v. E. und Juris practicus R. v. M. aus diesem Kerker in ein bequemeres Zimmer verleget: mir aber blieb noch ungefähr acht Tage

lang das Loos in der Gesellschaft zweyer Weissenauer Juden und eines sichern Candidaten H. in diesem Armensünderbehälter zu harren, wornach ich erst in einen mit Bauern angefüllten Saal, und einige Wochen später in ein anderes Zimmer kam, das ebenfalls wohl bevölkert war. Kurz! man muß wohl immer mehr eingesehen haben, daß ich der Bösewicht nicht sey, für welchen die Verläumdung mich ausgeschrien hatte. Denn mein Schicksal wurde mir in der Folge erträglich gemacht. So weit H. v. W.

Die schlimmste Wirkung, die diese Behandlung für H. v. M. nach sich ziehen konnte, war unfehlbar, daß sich kein Mensch getraute, nur ein Wort zu seinen Gunsten zu sprechen. Seine Feinde triumphirten laut, und nahmen eben diese Behandlung als einen Beweis an, daß er ein großer Verbrecher seyn müßte, weil, sagten sie selbst, man sonst glimpflicher mit ihm verfahren würde. Selbst unter seinen Freunden waren manche, die, wenn sie ihn auch nicht für einen Verbrecher halten konnten, ihn doch nun schon tadelten, daß er die Märestelle angenommen hatte. „Wir hatten, hieß es, keinen Märe nöthig, die Franzosen konnten uns einige Kommis-

säre geben." Dieses sagt man wohl jetzo nimmer, seit dem man weiß, wie es die französischen Kommissäre machen. Man trug sich mit den abscheulichsten Nachrichten herum. Man hat, sagte der eine, seine ganze Correspondenz mit dem Jakobinerklub zu Paris entdecket! Es werden ihm, sagte der andere, Finger und Krone geschaben, ein Bauernkittel angezogen, und er so dem weltlichen Criminalgerichte übergeben. Den hat man zum letztenmale gesehen: das geringste, was ihm widerfahren kann, ist, daß er auf Zeit Lebens eingesperret bleibe. Dergleichen Lügen waren freilich nichts weiter, als Erfindungen derjenigen, die seine Rückkehr in die Freiheit fürchteten, und sie entschieden in der Hauptsache nichts: unterdessen hatte man dabei die Absicht, es wenigstens dahin zu bringen, daß Niemand sich seiner annähme, und dazu war dieses Mittel um so mehr geeignet, als noch täglich ganze Caravanen nach Königstein oder in andere Gefängnisse wandern mußten. Unschuld war kein Mittel, sich davor sicher zu stellen, weil auch der Unschuldigste wenigstens auf eine Zeit in Verdacht gerathen kann. Um diesem Verdachte und seinen augenblicklichen Folgen auszuweichen, war also der klügste Rath, dem man folgeu konnte, sich

so stille und ruhig zu halten, als nur immer möglich war.

Was meine Leser am meisten wundern wird, ist gewiß, daß dieser Mann unter solchen Umständen einen Freund fand, der, wie ehedem Pelisson den Grafen Fouquet, ihn im Kerker vertheidigte. Er fieng es damit an, daß er die Bürgerschaft und Geistlichkeit in Worms um ein Zeugniß der Wahrheit ansprach, wie Winkelmann sich während seinem Amte betragen habe. Die Geistlichkeit entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit zu willfahren: die Bürgerschaft hingegen schien die Sache an und für sich gut aufzunehmen. Besonders waren diejenigen sehr geneigt dazu, welche nicht geschworen hatten, weil sie ein ruhigeres Gewissen hatten, und nicht so sehr, wie die andern, in Verdacht zu kommen fürchten mußten. Unterdessen machte man einige unbedeutende Einwürfe gegen den Inhalt des Zeugnißes, die, weil sie unbedeutend waren, der Befasser in einer umständlichern Denkschrift zu haben sich bemühte. Allein nun stimmte auch die Bürgerschaft einen andern Ton an, und schützte, wie die Clerisey, die Unthunlichkeit vor. Da dieser Mann einmal entschlossen war, etwas für seinen alten,

von allen Seiten verlassenen Freund zu thun, so wollte er sich nun ans Publikum wenden, und verfaßte die kleine Schrift, welche unter dem Titel: Beitrag zur Revoluzionsgeschichte von Worms bekannt ist — und dann, weil sowohl Winkelmann als ein großer Theil der niedern Klerisey wegen der Denkschrift an den General Cüstine hauptsächlich angegangen wurden, auch den zweyten Beitrag zur Revoluzionsgeschichte von Worms um die gehäßigen Bemerkungeu, womit diese Denkschrift durch einen Ungenannten öffentlich erschienen war, zu widerlegen. Allein während er an diesen Schriften noch arbeitete, mußte er vor dem Magistrat von Worms erscheinen, um sich über diese Aufsätze des Zeugnißes und der Denkschrift an die Bürgerschaft zu verantworten. Er erkannte beide für sein Werk, und der Erfolg war, daß er durch ein Rathsdekret als ein Mann von französischen, oder wie das Dekret sagt, von fränkischen Gesinnungen, und der Volksaufwiegeley verdächtig aus dem Gebiethe der Stadt Worms verwiesen wurde. Es war auch wirklich an dem, daß ihn der Magistrat durch städtisches Militär hätte über die Gränzen des Stadtgebiethes führen lassen, wenn er nicht durch freiwillige Entfernung dieser Unannehmlichkeit und viel-

leicht erregten Muthwillens des Jahnhagels ausgewichen wäre.

Dieser Mann mußte unterdessen sowohl von der Unverfänglichkeit seiner Aufsätze, als von der Untadelhaftigkeit seiner übrigen Handlungen überzeugt seyn: denn er ließ es nicht dabei bewenden, sondern wandte sich an das Reichskammergericht zu Wetzlar. Dieses hat ihn vor der Hand wiederum in seine vorige Wohnstätte zurückkehren lassen: ein Beweiß, daß es mit dem Corpore delicti nicht so ganz richtig war. In der That wäre das Betragen dieses Mannes ganz unerklärbar, wenn er sich nach dem Abzuge der Franzosen zu ihrem Anhänger aufgeworfen hätte, da er während ihrem Daseyn in gar keine Verbindung mit ihnen sich hatte einlassen wollen. Er ist niemals, nicht einmal als Zuhörer in den Klub gegangen, und hat kein Amt angenommen, wiewohl es nicht an ernstlichen Anträgen gefehlet hatte. Was noch mehr ist, er hatte die Thorheit derjenigen laut getadelt, welche schon damals im Ernste glaubten, daß die Einrichtungen der Franzosen auf deutschem Grund und Boden von Dauer seyn würden. Man hat daher die Vermuthung geäussert, der Magistrat habe ihn nur

darum scheel angesehen, weil er sich Winkelmanns hatte annehmen wollen; allein, da dieses nur eine Vermuthung ist, so muß sie billig der Erklärung des Magistrats nachstehen. Man kann ja als möglich annehmen, daß der Magistrat etwas an dessen Aufsätzen gefunden habe, was das Kammergericht vergebens suchet: hat doch je ein Mensch feinere Sinne, als der andere. Wäre unterdessen jene Vermuthung gegründet, so würde diese Geschichte eine der unzähligen Beweise seyn, daß der Vorwurf französischer Gesinnungen gar oft nur zum Vorwande dienen mußte, damit man sich anderer Ursachen halber an Jemanden rächen konnte.

— — — Animos explesse juvabat
Ultricis flammae.

Nebst dem H. v. W. sind noch mehrere Geistliche aus mehr oder minder erheblichen Ursachen in Verhaft genommen worden, der eine, weil er ein Amt angenommen hatte, wiewohl man sonst an seinem Betragen nichts auszustellen wußte; der andere weil er den Bürgereid geleistet hat; ein dritter weil er sich dem Klub beigesellt hatte. Wiewohl ich kein Geistlicher bin, und wenig Verkehr mit den Geistlichen habe, so hätte ich doch

gewünschet, daß man mit dem Priesterstand ein bischen behutsamer zu Werke gegangeu wäre, weil es einer von den Ständen ist, für welche das Volk die meiste Hochachtung haben soll. Wenn sich ein Priester bis zum Aergernisse vergangen hat, so ist man dem Publikum Genugthuung schuldig, aber allezeit, sogar bis zur größten Strafe soll man zu erkennen geben, daß man an dem Verbrecher die Würde ehret, mit welcher er bekleidet ist, um nicht das Volk auf den Gedanken kommen zu lassen, daß diese Würde nur in einem Vorurtheile bestehe. Man thut der Kirche Unrecht, wenn man behauptet, daß alle die Formalitäten, welche zur Verhaftung und Verurtheilung eines Priesters erfordert werden, nur Wirkungen des Priesterstolzes seyen; die Kirche sah ein, daß die Religion in ihren Dienern geehret werden müsse, weil dem Volke die konkreten Begriffe viel geläufiger sind, als die abstrakten. Der Verfasser des zweiten Beitrags zur Revolutionsgeschichte von Worms saget: „Wenn das Volk den Priesterstand hasset, oder gar verachtet, so hat es schon einen Schritt gethan, um sich den Franzosen zu nähern.“ Wenn man diesen Stand nidrig behandelt, und besonders, wenn diese Behandlung von einer geistlichen Ob=

rigkeit herrühret, so vermindert sie nicht nur dessen Ansehen, sondern die Folgen davon fallen auf die Obrigkeit selbst zurük. Nun überlasse ich es andern zu beurtheilen, ob in dem Falle, wovon hier die Rede ist, mit der gehörigen Würde und Anständigkeit zu Werke gegangen worden sey, da man gegen alle kanonische Vorschriften es damit anfieng, daß man Geistliche von allen priesterlichen und andern ihrem Amte anklebenden Verrichtungen suspendirte, nachher sie in Gefängnisse wie Missethäter, oder in Klöster, wie Schuljungens einsperrte und Pönitenz thun ließ — folglich vor der Hand strafte, und dann erst untersuchte, ob und in welchem Grade sie sträflich seyen. In diesem Zustande sind viele noch: die Untersuchungen sind längst geendigt, aber kein Urtheil erfolgt. Ein Beobachter sieht in dem Gange der Dinge dieser Welt lauter Ursachen, die in der Folge nicht ohne Wirkung bleiben. Darf ich unterdessen eine Vermuthung wagen, so lieget die Ursache dieser Verzögerung in der Verlegenheit, Leute loszusprechen, die man mit so großem Lärmen als Verbrecher aufgesuchet hatte, oder sie zu verdammen, da ihr ganzes Verbrechen vielleicht in einer verzeihlichen Unbedachtsamkeit besteht. Was dieser Vermuthung zu statten kömmt,

ist,

ist, daß schon mehrere durch einen Beibescheid des Arrestes entlassen und in ihre vorigen priesterlichen Verrichtungen eingesetzet worden sind: so daß es scheint, als wolle man die Sache auf sich beruhen lassen. Wenn dem so ist, so wiederhole ichs:

Periculosum est credere et non credere.

Bald ist es gefährlich, etwas zu glauben, bald, etwas nicht zu glauben, und in diesem Falle sind diejenigen am meisten verantwortlich, welche die Gunst der Fürsten misbrauchen, um aus Nebenabsichten Verbrechen finden zu wollen, wo nur Fehler sind. Beinahe kein einziger von denen, welche gleich nach dem Rükzuge des Generals Cüstine in Verhaft genommen worden sind, war in gegründetem Verdacht, entlaufen zu wollen: ihre Sache konnte also ohne Geräusch untersuchet werden, und wenn je einer während der Untersuchung ausgetreten wäre, weil ihm sein Gewissen nicht gerathen hätte, den Ausgang abzuwarten, so verlohr man an ihm einen Menschen, desgleichen man ohnehin nicht gerne hat. Es wäre aber von denjenigen, die man zu dieser Epoche festsetzte, wahrscheinlicher Weise keiner ausgetreten, indem sie schon lange zuvor von der Denkungsart unterrichtet waren, die man in An-

sehung ihrer hatte, folglich wohl vorhersehen mußten, daß man sie zur Rede stellen würde. Ich habe verschiedene Gründe, um zu glauben, daß bei der Veranlassung dieser Untersuchungsgeschichten viel Menschliches mit untergelaufen ist: zum Beispiele, daß man nicht überall, und sogar nicht an einem und demselben Orte auf die nämliche Art gegen alle verfahren hat, die auf einerlei Weise gefehlet hatten, indem viele davon in gar keine Untersuchung gekommen, sondern nach wie vor in Ruhe gelassen worden sind. In der Grafschaft Falkenstein, in der Reichsstadt Speyer, in der Grafschaft Leiningen-Guntersblum und andern Orten ward beinahe von gar keiner Ahndung Meldung gemacht. Der Kurfürst von Pfalz begnügte sich mit einem Abmahnungsbefehle für die Zukunft und wischte den Schwamm über alles Vergangene. Die Nachsicht dieses Fürsten ist um so mehr zu bewundern, da seine Unterthanen von den Franzosen nicht waren beunruhiget worden, sondern hie und da von freien Stücken mit Errichtung der Freiheitsbäume und andern französischen Alfanzereyen sich abgegeben haben. Der Hang mancher Ortschaften, besonders an der Gränze Frankreichs, zum Freiheitssinne war so groß, daß die Güte

ihres Landesherrn sie nicht davon zurükbringen konnte, welches dann die Folge hatte, daß lange darnach einige Ruhestöhrer, unter welchen ein achtzigjähriger Prediger war, ins Zuchthaus abgeführet worden sind. Da alles in der Welt seine Ursache hat, so muß wohl auch dieser Hang so vieler Pfälzer zum französischen Freiheitssystem seine Ursache haben. Die Frage ist, worinn man sie suchen müsse? Die pfälzische Regierung ist sehr gelinde und beinahe erschlafft; die Abgaben sind, nach Maas der Fruchtbarkeit des Landes, sehr geringe, die Strafen auf Vergehungen aller Art sehr gelinde. Man weiß von keiner Militärkonskription, an deren Stelle ein leidliches Milizengeld eingeführet ist, und es wird wenig Wild geheget, das dem Landmanne schaden könnte. Bei diesen Vortheilen würde sich manches andere Volk glüklich preisen und den Fürsten vergöttern, der sie ihm gewährte. Unter den Pfälzern aber giebt es dem ungeachtet viele misvergnügte Leute, und ihr Misvergnügen hat Ursachen, die sie zum Theil öffentlich sagen, zum Theil geheim halten. Von der ersten Gattung ist die zu nachläßige Verwaltung der Justiz und die Schupperei, welche die Beamten sich hie und da ungeahndet erlauben — die gehäßigen

Monopolien, die mehr den Handelsstand als andere drücken, weil in einem so zertrennten Lande jeder bei seinem Nachbar kaufen kann, was in seinem Orte nicht verkauft werden darf. — Der Zwang, die Maulbeerbäume ohne Maas und Ziel in einem sehr hohen Preise und meistens in schlechter Qualität kaufen, und die erzielte Seide in niedrigem Preise verkaufen zu müssen. — Der Diensthandel, vermöge dessen nur selten einer ein Stück Brod erhält, das er nicht zum voraus bezahlt, und manches Landeskind, das kein Geld hat, einem Ausländer, der damit versehen ist, nachstehen muß. Unter die Ursachen des Misvergnügens, die man nicht so ganz laut saget, gehört die Entfernung des Hofes von Mannheim, wodurch erstlich nicht nur diese Stadt, sondern auch das Land vieles verlieret, und zweitens die Pfalz einem andern Lande nachgesetzet wird. — Die Irrungen im Religionsunterschiede, vermöge dessen die Protestanten beinahe von allen öffentlichen Aemtern ausgeschloßen sind. Ueber diesen Ursachen vergißt der Pfälzer die Vortheile, welche ihm die Regierung sonst gewähret, und da er von Natur ein wenig leichtsinnig ist, so wünscht er eine Veränderung in der alten Ordnung der Dinge, ohne eben sehr genau zu berechnen, was

er dabei gewinnen werde. Das Wort Freiheit ist ein gar verführerisches Wort, besonders für Leibeigene, die unter ihren Mitbürgern freie Leute zählen, in deren Wohnorten sie sich nicht niederlassen dürfen, ohne sich zuvor frei gekauft zu haben. Dies alles naget vielen tief an der Seele. In den Grafschaften Leiningen-Grünstadt und Heidesheim, in den Gebiethen des Erzbisthumes Maynz und Worms, dann der Reichsstadt Worms ist man mit mehr Strenge zu Werke gegangen. Jedoch hat in dieser Stadt die Verfolgung nur wenige betroffen: wer blos Klubiste gewesen war, wurde nicht beunruhigt, sondern nur diejenigen, welche Aemter angenommen hatten, wiewohl auch nicht alle. Die von der Grafschaft Leiningen-Grünstadt haben sich an das Reichskammergericht gewendet, und dadurch ihre Sache um sehr vieles verbessert. So strenge dieses höchste Tribunal gegen die Gallomannen sich zeiget, so leidet es doch nicht, daß man tumultuarisch und partheilich mit ihnen verfahre. Am schlimmsten waren diejenigen daran, welche unter der Gerichtsbarkeit des Kurfürsten von Maynz standen, der nicht nur seine eigene Unterthanen, die verdächtig waren, sondern auch anderer Reichsstände ihre, zusammen in Königstein und andern

Orten einsperrte. Die Regierung von Mannheim konnte es durch wiederholtes Schreiben und Protestiren mit genauer Noth dahin bringen, daß die Pfälzer losgelassen wurden. Im Grunde hatte dieses eine ganz vernünftige Veranlassung: man glaubte nämlich ein ganzes Komplot zu entdecken, dessen Einverstandene in mehreren Reichslanden zerstreuet wären; darum wollte man sie alle an einen Ort, oder wenigstens unter einen Richter zusammen bringen, um den Zusammenhang leichter durchsehen zu können. Ich zweifle aber sehr, ob man große Entdeckungen gemacht habe, denn nach dem Charakter dieses Volkes zu urtheilen, ist die Existenz eines solchen Komplots im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wollte man unterdessen einen einzigen Richter haben, so mußte das Loos auf den Kurfürsten von Maynz fallen, weil in seiner Hauptstadt auch der Hauptsitz des Revolutionsgeistes gewesen war, folglich die größte Zahl der Mitschuldigen seine Unterthanen waren. Dabei hatte dieser Fürst mehr als irgend ein Reichsstand Ursache, sich diesem Geschäfte gerne zu unterziehen, weil er mehr als irgend einer von den Klubisten und zwar von seinen eigenen Unterthanen beleidiget worden war. Wenn man diese Leute reden hörte, so hätte ma

glauben sollen, daß dieser Fürst unter allen Fürsten der Welt derjenige wäre, der am wenigsten verdiente geehret zu werden: wenn man hingegen Maynz, wie es vor dem Einzuge der Franzosen gewesen ist, mit dem verglich, was es vor seiner Regierung gewesen war, so konnte man ihm den Tribut der Hochachtung gewiß nicht versagen. Sein künftiger Biograph wird zwar nicht vergessen, daß er die Pracht vielleicht zu viel liebte; aber er wird auch bemerken, daß dieser Geschmack viele gute Folgen hatte. Während seinen Regentenjahren sind in Maynz mehr neue, durchaus schöne Häuser gebauet worden, als unter vielen seiner Vorgänger. Um dem Fürsten zu gefallen, der von Verschönerungen ein Liebhaber ist, haben einige Dohmherrn mit großem Kostenaufwand den unfruchtbaren Flugsand bei Mombach in einen sehr niedlichen englischen Garten verwandelt, und ließen noch beständig an dessen Erweiterung arbeiten. Der Kurfürst selbst hat zur Erleichterung der Ein- und Ausfuhr von Maynz die Landstraße, welche über einen steilen Berg hinzog, um den Berg herum am Ufer des Rheins eben so schön und dauerhaft als bequem anlegen, und zu eben diesem Zwecke einen andern Berg, den man nicht umfahren konnte, um sehr

vieles erniedrigen lassen. Die schönen Alleen und Straßen um die Stadt herum waren sein Werk. Anderer nützlichen und schönen Einrichtungen zu geschweigen hat er einige entbehrliche Klöster aufgehoben, und mit ihren Gütern die hohe Schule bereichert. Wenn er damit seinen Zweck, die Universität in großen Flor zu bringen, nicht erreichet hat, so hat es ihm doch nicht an der guten Absicht gemangelt. Daß ein Fürst mit einem solchen Geschmack keine vollen Koffer behält, kann man sich leicht vorstellen, auch wohl, daß sie manchmal zu leer sind! aber die Maynzer haben auch andere Kurfürsten getadelt, die das Geld in den Koffern ließen, um ihre Erben damit zu bereichern. Der größte Fehler, den dieser Fürst begangen hat, ist unstreitig, daß er sich einen Coadjutor in der Person des Herrn v. Dalberg gab. Dieser allgemein verehrte Mann ist bisher nur von der guten Seite bekannt; als ein Gelehrter, als ein Menschenfreund, weil niemand dabei interessiret ist, die Unvollkommenheiten zu analisieren, die ihm, so wie jedem Kinde Adams, ankleben müssen. Aber ein guter Privatmann ist nicht darum auch ein guter Fürst.

Tel brille au second rang, qui s'éclipse
au premier.

Unterdessen heißt es hier: Herr! aller Augen warten auf dich, und darum wendet sich ein Auge nach dem andern von dem alten Kurfürsten weg nach der aufgehenden Sonne. Seine Strenge gegen die Anhänger der Franzosen hat zwar bei der Gegenparthei die bereits erloschene Liebe wiederum ein wenig angefachet; allein das Schlimme der Sache ist, daß bei dieser Parthei weit weniger Gemeingeist herrschet als bei jener, sondern beinahe lauter Privatinteresse, welches zu befriedigen eine platte Unmöglichkeit ist. Hieraus kann und wird vielleicht erfolgen, daß während die eine Parthei an Zahl und Eifer sich täglich verstärket, die andere in eben dem Maase abnimmt. In dieser Rüksicht wäre es freilich besser gewesen, die Sträflichen mit Schonung zu behandeln, und dadurch die Gemüther des Volkes miteinander auszusöhnen, anstatt sie gegen einander zu erbittern. Diese Erbitterung ist eine Wuth, die im Verborgenen schleicht, ein Feuer, das unter der Asche glimmt und einen gefährlichen Ausbruch drohet. Am allerwenigsten war die Strenge rathsam, ehe die Franzosen aus Mayntz und von dem Reichsboden vertrieben waren. Diese haben, wie ich

es vorhergesaget und mit Gründen behauptet hatte, alle Kräfte angespannt, um sich in Maynz zu behaupten und die Stadt zu entsetzen. Wenn es wahr ist, was man zu Anfang der Belagerung sagte, daß die Franzosen die Stadt unter gewissen Bedingungen an den König von Preußen übergeben wollten, so mag es dieser Monarch in der Folge bereut haben, daß er sich nicht über die Bedenklichkeit von militärischer Ehre hinausgesetzet und die Bedingungen angenommen hat. Die Bedingungen sagt man, waren, daß die Besatzung mit Kriegsehren frei abzöge, alles grobe Geschütz, so nach Frankreich gehörte, mitnähme, siebenzig bedekte und undurchsuchte Wägen wegführte, und daß der König die Magazine im laufenden Preise kaufte. Diese Forderungen waren zwar groß, aber sie wogen die Kosten einer Belagerung von vier Monaten nicht auf, und wenn man sie bewilliget hätte, so war der ganze Feldzug gewonnen, da man beim Gegentheil nur einzige drei Monate übrig behielt, um eigentlich Krieg gegen Frankreich zu führen. Mit dieser Belagerung hatte es seine ganz eigene Bewandniß: nachdem General Cüstine bei Annäherung der Preußen das Lager an der Nohe verlassen hatte, gab er Befehl nach Maynz, daß sieben

tausend Mann mit einem Zuge von Artillerie die Festung verlassen, und in der Gegend von Worms sich mit ihm vereinigen sollten. Vermuthlich hatte der kommandirende General zugleich den Auftrag erhalten, die an dem linken Ufer des Rheins zwischen Maynz und Worms stehenden Abtheilungen nebst ihrer Artillerie zu sich zu nehmen, wodurch die sieben tausend Mann wohl auf zehen tausend angewachsen wären. Mit dieser Macht hoffte Cůstine sich zwischen Worms und Landau in irgend einer Lage halten zu können, besonders da er beynahe nicht zweifeln konnte, daß die Armee, die im Westrich (auf der westlichen Seite des vogesischen Gebürges) gestanden hatte, im Stande seyn würde, sich in Bewegung zu setzen. Allein alles fiel gegen seine Erwartung aus: die Truppen, welche von Maynz zu ihm stoßen sollten, säumten zu lange, und als sie nach Oppenheim kamen, waren die Preussen schon zwo Stunden vorwårts. Dieses schrekte sie ab, und sie zogen nach Maynz zurůk. Unterdessen durften sie nur vorwårts gehen, denn Cůstine hatte von seiner Armee ihnen eine starke Abtheilung entgegen geschikt, thaten sie das, so waren zwei Battaillons Preußen nebst dem Kônige in Gefahr gefangen zu werden. Da sie nun

aber das Gegentheil thaten, so wurde die Abtheilung, welche Cüstine bis gegen Alsheim geschicket hatte, geschlagen, und alle Posten am Rhein zu Gefangenen gemacht. Zu gleicher Zeit erfuhr Cüstine, daß der Minister Beurnonville die vogesische Armee zurükberufen hatte, ohne es ihm zu wissen zu thun, und so blieb ihm nichts übrig als Deutschland zu räumen und sich hinter Landau zurük zu ziehen, da noch über dieß das Korps, welches bei Speyer gestanden hatte, das Ufer des Rheins verlassen, und dadurch den Oestreichern freien Uebergang über diesen Fluß verschaffet hatte. Mit ein bischen weniger Klugheit war Cüstine ohne Rettung verlohren; er hat daher dadurch, daß er sich rettete, gewiß das Schiksal nicht verdienet, das in der Folge seiner wartete.

Was unterdessen ein Unglück für die Franzosen gewesen zu seyn schien, war in der That eines für die Deutschen, denn durch die sieben tausend Mann, die mit ihrem Geschütze nach Maynz zurükgegangen sind, wurde die Besatzung dieser Stadt um ein Drittheil stärker, als sie nach der Bestimmung Cüstine's hätte seyn sollen, und folglich die Belagerung über die Maasen erschweret. Die

ohnehin weitläuftigen Festungswerke dieser Stadt waren durch die Befestigung von Kassel und durch die Verbindung des Dorfes Kostheim mit dieser Vorstadt, so wie auf der andern Seite des Rheins durch zahlreiche Vorwerke dergestalt erweitert worden, daß fünfzehen tausend Mann nicht aller Orten Widerstand genug hätten leisten können. Nun aber konnte nicht nur jeder Platz bis zum Ueberfluß besetzet werden, sondern die Truppen konnten sich einander öfter ablösen und dadurch ihre Kräfte erhalten. Unter diesen Umständen würde es vielleicht ohne Erfolg eine entsetzliche Menge Menschen gekostet haben, wenn man mit der Belagerung eilen und sie mit Gewalt hätte durchsetzen wollen. Da dann noch über dieß das deutsche Heer nicht sehr stark war (es zählte etwa 40000 Mann) so hätte es gar leicht geschehen können, daß man am Ende die Belagerung ganz hätte aufgeben müssen. Denn auch die Observationsarmee, welche im Westrich und in der Gegend von Landau und Speyer stand, hatte keinen Ueberfluß an Leuten, und Mühe genug sich vertheidigungsweise zu erhalten. Es hat wirklich gleich anfänglich nicht viel gefehlt, daß nicht die Oesterreicher geschlagen und über den Rhein zurükgetrieben wurden. Ein Emigrirter,

der den ganzen Feldzug unter dem Korps des Prinzen Conde mitgemacht hatte, hat mich versichert, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen wäre, wenn die französische Infanterie ihre Schuldigkeit gethan hätte, allein ein panischer Schrecken hatte sich ihrer bemeistert, und Cüstine, der auch von seinen untergeordneten Generälen schlecht unterstützet wurde, konnte sie mit aller Mühe die er sich gab, nimmer zum stehen bringen. Der gefährlichste Feind, den die Franzosen bisher unter sich haben, ist das Mistrauen, welches sie gegenseitig in ihre Gesinnungen setzen. Cüstine war entweder damals schon verdächtig, oder seine Feinde wollten ihn verdächtig machen; mehr brauchte es nicht, um die Armee zu veranlassen, daß sie seinen Befehlen nicht gehorchte, sobald es nur ein wenig gefährlich aussah. Kaum war der Nationalkonvent von dieser Sache unterrichtet, so nahm er diesem General die Befehlshaberstelle über die Rhein- und Moselarmee ab, und versetzte ihn nach Flandern. An seinen Platz kam Houchard, ein Mann, der schon im siebenjährigen Kriege gedienet hatte, aber erst seit der Revolution vom Dragonerlieutenant bis zum General gestiegen war. Dieser that nichts merkwürdiges binnen der kurzen Zeit, als er auf die-

sem Posten stand: Cüstine wurde auch bald aus Flandern zurükberufen, um zu Paris den Kopf zu verlieren, und da kam jener an seine Stelle, folgte ihm aber auch bald auf dem Schaffote nach. Ueber das Schicksal dieser zween Männer ist sehr verschieden geurtheilet worden. Houcharden zählen selbst die Emigrirten nicht von der Verrätherei los, und freuten sich sogar, als er das Kommando übernommen hatte, weil sie erwarteten, daß er seinen republikanischen Landsleuten einen bösen Streich spielen würde. Was seinem moralischen Charakter keine Ehre machet, ist, daß er auf seinen Wohlthäter Cüstine Steine warf, sobald dieser ins Unglück gefallen war. Mit Cüstine verhielt sich's wohl anders: denn wenn man auch annehmen will, daß er im Herzen aristokratisch gesinnet war, so konnte man ihn doch von nichts überzeugen, das ihn juridisch schuldig gemacht hätte. Was mich glauben machet, daß er, wenigstens in diesem Verstande, unschuldig war, sind die ganz unbestimmten Entscheidungspunkte, auf welche sein Todesurtheil gegründet wurde. Gab es seit dem Ausbruche des Krieges Verräther bei den französischen Armeen? Ist der Verlust der Festungen Maynz, Valenciennes, Conde 2c. eine Folge eines verrä-

therischen Komplotes? Ist Adam Philipp Cüstine schuldig, an diesem Komplote Theil gehabt zu haben? — Mir dünket daher, daß Cüstine sterben mußte, weil er sich nicht zum neuen System schickte, und weil es eben so gefährlich war, ihm die Befehlshaberstelle zu lassen, als sie ihm zu nehmen, ohne ihn aus der Welt zu schaffen. Denn in der That war dieser Mann bei den Soldaten sehr geliebt, und wie man mich versichert hat, so ist ihm von der Rheinarmee manche Inschrift zu seinem Lobe gewidmet worden, während die Wände mit Beschimpfungen gegen seine Feinde überschrieben waren. An der Uebergabe von Maynz hatte er wohl keine Schuld, dem ungeachtet wider seinen Willen die Besatzung bis auf 22000 Mann angewachsen war, so fehlte es ihr doch an Kriegs- und Mundvorrath nicht, um die Belagerung beinahe ganze vier Monate auszuhalten, und man hat sogar versichert, daß nach dieser langen Zeit am Nöthigsten noch kein Mangel gewesen sey. Der Nachfolger Houchards bei der Rheinarmee, General Beauharnais war thätiger als sein Vorgänger, und lieferte gegen Ende des Brachmonats den Oesterreichern eine blutige Schlacht über die andere. Der 19. dieses Monats war besonders ein heißer Tag, und

schon

schon stellte man Wetten an, daß Maynz entsetzet werden würde. Da es den Franzosen nicht an frischen Truppen fehlte, und man wegen der Festung Landau und der Weissenburger Linien sie auch nach einer gewonnenen Schlacht nicht weit verfolgen konnte; so war es wenigstens hohe Zeit, daß man mit dieser Stadt suchte fertig zu werden, welches auch zwei Tage darauf, also gerade zur Zeit geschah, als die Besatzung die größte Hoffnung hatte, erlöset zu werden. Die Festung ergab sich an den König von Preußen. Dieser Monarch hatte die Belagerung vom Anfang bis zum Ende in eigener Person kommandiret, und dadurch einen überzeugenden Beweis gegeben, wie sehr es ihm Ernst war, die Franzosen von Deutschlands Boden zu vertreiben; so wie er im vorigen Feldzuge seine Gesundheit und sogar sein Leben nicht schonte, um durch Beruhigung Frankreichs Europa's Ruhe zu sichern. Die Begriffe hatten sich freilich seitdem um vieles geändert: man sah ein, daß die Franzosen entschlossen waren, von niemand Gesetze anzunehmen, und daß sie Muth und Kräfte genug besaßen, um diesen Entschluß mit Nachdruck auszuführen. Dem Könige schien es daher gefährlich, sie aufs äusserste zu treiben, und er wollte

lieber dem Kriege eine menschlichere Wendung geben, indem er der Maynzer Besatzung ehrenvolle Bedingungen bewilligte, als die Wuth dieses erhitzten Volkes noch mehr reitzen, und dadurch die Geschichte dieses Krieges zur Mordgeschichte machen. In der That hatte sich bis dahin jeder denkende Mensch schon überzeugen können, daß es der guten Sache mehr geschadet, als genutzet habe, die Franzosen Rebellen zu heißen, und sie in dieser Eigenschaft zu behandeln. Man hatte überdieß kein Recht dazu: denn dieses kömmt nur ihrem eigenen Könige zu, welchem Freunde zwar helfen können, sein Volk zum Gehorsam zu bringen; aber nicht es selbst zu strafen. Allein die Neuheit der Sache mochte wohl einige Verwirrung in den Begriffen hervorgebracht haben, aus welcher man sich nur nach und nach wieder herauswickeln kann. Eben diese Neuheit mag eine Mitursache seyn, daß man auch in Deutschland rechts und links um sich griff und einkerkerte, was man ertappte, ohne sich darum zu bekümmern, wem die Leute eigentlich zugehörten: es schien, als wären sie de facto für vogelfrey erkläret. Die Uebergabe von Maynz verschafte eine zweyte reichliche Ernde von Patrioten für Königstein, Ehrenbreitstein &c. Denn hier saß

nicht nur der Mutterklub für Deutschland, sondern auch der löbliche Nationalkonvent rheinisch-deutscher Nation, wie eine Hecke Vögel in einem Käfige. Die Franzosen hatten ihrer in der Kapitulation gedenken wollen: aber der König schlug es aus, und zwar sehr weislich: denn da es seine Unterthanen nicht waren, so konnte und wollte er über ihr Schicksal nicht entscheiden. Was ich wünschte, daß dieser Monarch gethan hätte, ist, einen strengen Befehl an alle geflüchtete und rückkehrende Maynzer ergehen zu lassen, daß sie sich alles tumultuarischen Verfahrens gegen ihre verirrten Mitbürger enthalten sollten. Dieser Befehl kam zwar, aber erst nach ein Paar Tagen: binnen dieser Zeit gieng es schrecklich in Maynz her. Die ohnehin während ihres halbjährigen Exiliums mit Recht oder Unrecht aufgebrachten Maynzer wurden durch den Anblick ihrer zerstörten oder beschädigten Häuser noch mehr erzürnt, und fielen wüthend über alles her, was Klubbisten oder Nationaldeputirten gewesen war: sie wurden unbarmherzig geplündert und geprügelt. Wenn der Soldat keine Befehle hat, eine Unordnung zu steuern; so weiß man, wie ers bei solchen Gelegenheiten macht: er hilft sie vergrößern. Das Schicksal der Klubbisten dehnte

sich auf alles aus, was ihnen angehörte, Weiber, Kinder, Verwandte, Hausgenossen, Hausgeräthschaften: alles mußte von der bittern Schaale des Grimmes kosten, und wurde gemishandelt. Maynz hatte zwar durch die Belagerung viel gelitten, aber doch nicht nach Maas seiner Wichtigkeit und des hartnäckigen Widerstandes. Da die herrschaftlichen Häuser am übelsten zugerichtet worden waren, so beschuldigte man die Klubbisten, sie hätten sie aus Haß gegen die Aristokraten, ihre Eigenthümer, selbst angesteckt. Ich glaube an dergleichen Verbrechen nicht gerne, so lang ich mir die Sache auf eine Art erklären kann, die der Menschheit weniger Schande machet. Es war sehr natürlich, daß diese Gebäude am meisten litten: denn eines Theils richtet der Belagerer sein Geschütz gern nach Gebäuden, welche sich durch ihre Größe vor andern auszeichnen, weil er Lazarethe, Kasernen oder Magazine darinn vermuthet; andern Theils waren diese Häuser beinahe alle unbewohnt: wenn daher ein Brand entstand, so griff er schon weit um sich, ehe ihn bei der allgemeinen Bestürzung jemand gewahr wurde, und dann hatte jeder mit sich selber zu thun, da ihn in einem Augenblicke dasselbe Schicksal treffen

konnte. Unterdessen will ich doch nicht widersprechen, daß es unter den Maynzer Klubbisten manche bösen Buben gegeben hat: die Franzosen selbst haßten dieses Gezüchte am Ende, und sprachen nach ihrem Abzuge wenig gutes davon. Allein es waren doch gewiß immer nur einige: der große Hause bestand aus Gänseköpfen, die nie zu denken gewohnt waren; oder aus Narren, die nach Erscheinungen dachten.

Nachdem durch Königliche und Kurfürstliche Befehle dem Faustrecht in der Stadt Maynz ein Ende gewacht worden war, gieng es ans Aufpacken und Fortführen. Ganze Karavanen wurden nach Königstein und Ehrenbreitstein unter sicherm Geleit und mancher Kränkung gebracht: miserabile vulgus! Königstein war während der Belagerung von Mainz ziemlich leer geworden: indem man bei der Untersuchung gefunden hat, daß man sich gar vielfältig vergriffen hatte. Dasselbe ist auch diesmal wieder geschehen: denn einige von den Häuptern des Klubs hatten Mittel gefunden, mit den Franzosen fortzuziehen, jedoch wurden unter andern Böhmer und Löwer, beide von Worms, festgehalten. Man konnte unfehlbar diejenigen, welche sich, wie diese

zwei Männer, durch den Sans-culottismus ausgezeichnet hatten: allein man nahm sich nicht Zeit, den Waizen vom Unkraut zu sondern. Jede Anzeige mußte zur Verhaftnehmung hinreichend seyn; weil es nur um eine Kleinigkeit zu thun war: nämlich, auf einige Monate für einen Staatsverbrecher angesehen zu werden, in der Gefangenschaft zu sitzen, Weib und Kinder darben zu lassen, und vielleicht sein häusliches Glück für's ganze Leben zu verlieren. Ich bin überzeugt, daß die Wuth des Volkes gegen die Anhänger der Franzosen den größten Antheil an diesem Verfahren gehabt habe, und ihm zu Gefallen vieles zugelassen oder verfüget worden sey, daß man sonst verhindert oder unterlassen hätte. Vielleicht ist sogar mancher eingesperret worden, um in Sicherheit vor dieser Wuth zu seyn, und damit ihm nicht mehr Leid widerfahren möchte, als er verdienet hatte. Meine Leser können sich aus der Verhaftnehmungsgeschichte des H. v. Winkelmann einen Begriff von der Stimmung der Gemüther machen, welche in diesen Gegenden herrschte. Es ist freylich daraus der Schluß zu ziehen, daß der größte Theil gut gestimmet war: allein sey es auch! so sehe ich doch daran ein gefährliches Symptom für die künftige Ruhe,

und zwar aus dem Grunde, weil sich der große Haufe, von dem nie viel gescheutes zu erwarten ist, gewissermasen zum Richter und Vollstrecker seiner eigenen Urtheile machet. So begann die Revoluzion in Frankreich, so der Aufstand in Holland, in den Niederlanden, in Lüttich und andern Orten. Dieser große Haufe gewöhnet sich gar zu leicht daran, sich mehr Ansehen anzumasen, als er haben soll: und wenn man es ihm in der Folge wieder nehmen will; so kehret er die Waffen gegen denjenigen, der sie ihm gegeben hat. Ich kann mir daher nicht vorstellen, welche Art von Philosophie in dem Kopfe des Verfassers einer Schrift herrschet, die ungefähr unter dem Titel: Rechtliches Bedenken über die Bestrafung der Klubbisten ꝛc. erschienen ist, wo er unter andern den gutmüthigen Rath ertheilet, die Fürsten sollten das Volk fragen, ob es diese Leute (die Klubbisten) noch als ihre Mitbürger erkennen, und mit welcher Strafe es sie beleget wissen wolle? — Dieser Mann kennet fürs erste wahrlich den Geist des Volkes nicht, das einem kraftvollen Rosse ähnlich, leichter zu halten als zu fangen ist, und nur so lang gehorchet, als es den Zaum fühlet: läßt man ihm einmal den Zügel schießen; so wirft es den Reiter ab, und

verrennet sich ins weite Feld. Fürs zweite weiß ich nicht, wie man ein Volk um etwas fragen und eine Antwort von ihm erhalten kann, ohne daß man ihm gestattet, sich zuvor durch Repräsentanten zu versammeln und zu berathschlagen: dieses aber wäre ja gerade das Mittel, ihm einen kützelnden Vorschmack von der französischen Verfassung zu geben: welcher Unsinn! soll es kein Unsinn seyn; so ist es ein Beweis, daß dieser Mann der demokratischen Verfassung im Grunde nicht feind ist.

Was den Haß der Maynzer gegen ihre klubbistischen Mitbürger vergrößert haben mag, ist daß diese es bei den Franzosen dahin gebracht hatten, sechszehen Maynzer Bürger und andere angesehene Personen nach Frankreich führen zu lassen, um zur Sicherheit des Klubs als Geiseln dazubleiben. Hieraus folget, erstlich, daß der Klub seine Sträflichkeit selbst einsah, und zweytens, daß er an seiner Dauer zweifelte. Der König von Preußen hat aber dieser saubern Gesellschaft einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem er unter andern bedung, daß diese sechszehen Personen auf freyen Fuß gestellet werden sollten, ohne der Klubbisten zu gedenken.

Hierdurch bekamen die Antiklubbisten freyere Hände, weil sie nichts mehr zu schonen hatten. Es wurden auch wirklich Anstalten getroffen, die Geiseln zu entlassen: allein die Bedingung blieb unerfüllt, indem die Franzosen, die nicht gerne Wort hielten, ihrerseits auch über Verletzung der Traktaten klagten: Man habe gegen das gegebene Wort ihr Gepäcke durchsuchet — ihre Soldaten seyen unterwegs von den Preußen insultiret worden, und was dergleichen mehr. Die Hauptursache mochte wohl seyn, daß, wie man leicht denken kann, die nach Frankreich geflüchteten Deutschen Himmel und Hölle bewegten, um an diesen Leuten einen Hinterhalt zur Sicherheit ihres Vermögens und ihrer Familien zu haben. Ihr Verlangen war auch der ersten Absicht der Franzosen bey dieser Fortführung ganz gemäs, und wiewohl diese nach der Maynzer Kapitulation mit einer solchen Einrede nimmer auftreten konnten; so waren sie doch dabey intereßirt, sie wenigstens durch einen Nebenweg gelten zu machen. Genaue Erfüllung dessen, was sie zugesaget haben, ist, wie ich schon umständlicher gezeiget habe, ihre Sache nicht: nicht als hätten sie schon anfänglich im Sinne, nicht Wort zu halten; sondern weil sie sich gar gerne anders be=

sinnen, und dann vermöge ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und ihres Leichtsinnes sich über die Bedenklichkeiten leicht hinwegsetzen, derentwegen ein anderer Mensch sich Gewalt anzuthun pflegt. Auf dieser Seite glänzen sie nun einmal nicht, und man kann für ausgemacht annehmen, daß dieses eine der Unvollkommenheiten ist, die ihnen von Natur anklebet.

- - vitus nemo sine nascitur.

Hingegen kann man sich nicht bergen, daß sie sich während dieser Belagerung auf einer andern Seite sehr vortheilhaft ausgezeichnet haben; auf Seite der Tapferkeit und kriegerischer Talente. Man muß gestehen, daß eine große Beharrlichkeit erfordert werde, um vier Monate lang in einer Festung eingeschlossen zu bleiben, und täglich Ausfälle zu machen, oder Angriffe auszuhalten. Auch ihr Betragen in Ansehung der Einwohner hat allen Beifall erhalten. Sie haben niemanden beleidiget, die Leute in der Art die Bomben zu löschen, mühsam und mit eigener Lebensgefahr unterrichtet, und sind bei jedem Brande die ersten gewesen, um ihn zu dämpfen. Das feindselige Wesen einiger Klubbisten gegen ihre Mitbürger war ihnen verhaßt. Wer nimmer zu leben hatte, mit dem theilten sie großmüthig ihr Stück

Brod. Warum mußte diese glänzende Nation aus andern Ursachen der Gegenstand des allgemeinen Hasses werden.

So endigte sich denn diese politische Farce, welche die Franzosen und ihre Affen zehen Monate lang am Rheinstrome gespielet hatten. Wenn man bedenket, daß es nur eine Farce war; so kann man sich nicht enthalten, die ernsthaften Folgen zu bedauern, die sie für manches Individuum und für manche Familie hatte: besonders ist die Verwüstung der schönen Stadt Maynz und ihrer paradiesischen Gegend bejammernswerth. Könnte man auf die Urheber dieser Trauerscenen geradezu mit Fingern deuten, und sagen: Hier sind sie; so weiß ich nicht, mit welcher Strafe sie zu belegen wären. Allein ich bin versichert, daß man sie umsonst suchet. Dieses Ereigniß ist, wie tausend andere, wovon ein Mensch von mittlerm Alter Zeuge gewesen ist, eine Wirkung vom Zusammenlaufe mancherley Umstände, welchen zu hindern nicht in menschlichen Kräften stand: es ist eine Fügung der Vorsehung. Wohin damit gezielet werde, läßt sich eben so wenig bestimmen, als sich das, was geschehen ist, vor einigen Jahren prophezeyen ließ.

Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit Deus.

Diejenigen, welche sich mehr oder weniger dabei haben gebrauchen lassen, müssen mehr nach ihren Absichten, und nach ihren Gesinnungen, als nach ihren Handlungen beurtheilet werden, und sind meines Erachtens nur dann erst wegen ihres Betragens verantwortlich, wenn es sich weder durch eine gute Absicht noch durch die Nothwendigkeit entschuldigen läßt, und dabei an und für sich sträflich ist. Es haben seit der Erscheinung der ersten Stücke dieser Schrift menschenfreundliche Männer bis zur Ueberzeugung dargethan, daß kein Regent befugt sey, seine Unterthanen um das zu strafen, was ihnen der siegende Feind zu thun auferlegt hat. Im Kriege ist der Wille des Ueberwinders allzeit das erste Gesetz: Die Verbindlichkeit in Ansehung der alten Gesetze höret von selbst auf, so bald der alten Herrschaft ein Ende gemacht ist; so wie auf der andern Seite die Befolgung der neuen Gesetze wegen der Selbsterhaltung zur Nothwendigkeit wird. Haben die Ueberwundenen noch Anhänglichkeit für ihre alte Verfassung und Herrschaft; so bleibt ihnen nichts übrig, als beide im Stillen zurückzuwünschen: es sagen, oder gar diesem

Wunsche gemäs handeln, wäre ein Hochverrath gegen den Ueberwinder, der ihn nach dem Völkerrechte mit dem Tode bestrafen könnte. Wenn die Franzosen anfänglich nur ein Gauckelspiel machten; so hatte man schon die Beispiele von Avignon und Savoyen vor sich, um zu errathen, welche ernsthafte Wendung sie diesem Gauckelspiele zu geben fähig waren: es war also der Klugheit gemäs, mitzuspielen, denn spielen war ihr Wille, und ihr Wille war ein Gesetz, dem sie Gehorsam zu verschaffen Recht und Macht hatten — ich sage Recht: nämlich das sie sich mit dem Degen erworben hatten — das Recht des Stärkern. Wenn ferner die Franzosen bei einigen Widersetzlichkeiten gegen ihren Willen durch die Finger sahen, oder sie höchstens mit der Landesverweisung straften; so ist man ihnen Dank und Achtung schuldig, daß sie sich im Glücke so zu mäsigen wußten. Custine, Aubert-Dübayet, Wimpfen und andere Befehlshaber waren Leute von Erziehung, und fähig, noch einige Rücksicht auf die Umstände zu nehmen: sie thaten vielleicht selbst aus Zwang, was sie thaten; oder hatten Absichten, die sie noch zur Zeit verdeckt halten mußten. Wären die Franzosen damals schon gewesen, was sie seither geworden sind — O! dann würde man

anders mit uns verfahren seyn. Anstatt der zwo Kanonen, welche Aubert=Dübayet auf dem Marktplatze in Worms zum Schrecken hinstellen ließ, als die Bürgerschaft nicht schwören wollte, würde ein anderer eine Güllotine aufrichten, und andern zum Beispiele einige Köpfe haben abschlagen lassen. Ein Bürger von Worms, Namens Clausius, welcher bei der Munizipalität angestellet, und nachher Deputirter am Nationalkonvent zu Maynz gewesen war, soll gesaget haben: die Wormser werden nicht glauben, daß die Franzosen ihnen zu befehlen haben, bis ihrer ein Dutzend aufgehangen werden. Dieser Mann sah die Sache, wie sie war, denn die Franzosen hatten nicht mehr und nicht weniger Recht, hängen zu lassen, als das Land in Besitz zu nehmen, und es nachher mit Frankreich zu vereinigen. Solche Warnungen hatten die heilsame Wirkung, daß man es nicht auf das Aeußerste ankommen ließ, welches in dergleichen Fällen eine höchstgefährliche Sache ist: indem man nicht vorhersehen kann, ob der Stärkere es bei Drohungen bewenden, und sich am Ende mit einer erzwungenen Folgsamkeit begnügen lassen werde. Jetzo sieht man die Möglichkeit ein, daß es hätte geschehen können; betrachtet aber jedennoch diejenigen als sträflich, welche diese Möglichkeit ahndeten, und

ihre Mitbürger dafür warnten. Dieses Schicksal hatte unter andern auch unser Clausius: denn da er nach der Uebergabe der Stadt Mayntz als Exdeputirter des rheinisch-deutschen Nationalkonventes in sein voriges Privatleben zu seiner Familie zurückkehren wollte; setzte ihn der Magistrat fest, und zwar, weil er zuvor zu helle gesehen hatte, in ein ziemlich dunkles Gefängniß. Was dieser Mann sonst noch gegen sich habe, kann man im Publikum um so weniger wissen; als er dem Vernehmen nach eigentlich noch nicht verhöret worden ist: so viel ist aber dem Publikum aus den Zeitungen bekannt, daß er lange zuvor mit dem Magistrat allerhand Zänkereyen gehabt, und sich durch seine heterodoxe Denkungsart die Ausschließung von eben dem Magistrat dessen Mitglied er gewesen war, zugezogen habe.

Hinc illæ lacrimæ!

Meine Leser, die sichs zur Angelegenheit gemacht haben, der Geschichte dieses Krieges mit Aufmerksamkeit zu folgen, werden wissen, daß am Ende des Jahres 1792 und am Anfange von 1793 Belgiens und Deutschlands Schicksal, so zu sagen, nur an einem Faden hieng. Hätte Dumurier seine ehrsüchtigen Absichten, Oberhaupt von Brabant zu werden, aufgeopfert, und die-

ses Land für Frankreich erobern wollen — Hätte er anstatt mit dem Feinde (dieß gestand er selbst) Einverständniße zu pflegen, sich darinnen zu behaupten gesuchet — Hätte er im Anfange weniger Sottisen gemacht, und am Ende nicht alle die Widerwärtigkeiten zu bestehen gehabt, die, wie wir gesehen haben, ihn zwangen, Deutschland zu räumen, und ihn hinterten, sich dessen wieder zu bemächtigen — woran wären wir jetzo? Mit welcher Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß unter solchen Umständen das Haus Oesterreich, oder sonst ein deutscher Fürst zur Zeit noch einen Fuß breit Landes am linken Ufer des Rheins haben würde? — Und diese Umstände waren ja so gut möglich, als das Gegentheil — aber worinn liegt die Unmöglichkeit? Man hat von einer so schnellen Eroberung kein Beispiel? — Gut! aber wo ist ein Land, das in Ansehung einer benachbarten Macht eine so fatale Lage hat, wie dieser Theil des deutschen Reiches in Ansehung Frankreichs? — wo ist ein Beispiel von einer solchen Revoluzion und von einem solchen Waffenglücke gegen die tapfersten Völker? Wann ist Deutschland in einem solchen Zustande von Ohnmacht und Unbewehrtheit gewesen, als damals? Was Wunder denn, wenn

außer-

außerordentliche Ursachen auch dergleichen Wirkungen hervorbringen? Man sieht ja, daß der Erfolg dieser außerordentlichen Wirkungen nur durch Nebenursachen gehindert worden ist, deren Erscheinung zu berechnen unmöglich war. Wer daher sich anfänglich mit den Franzosen eingelassen hat, dem kann man weiter keinen andern Vorwurf machen, als daß er zwar eben nicht übel kalkuliret, aber einige unbekannte Größen vernachläßiget, und sich daher in seiner Rechnung betrogen habe. Der Erfolg wird zeigen, daß sich noch mehrere betrogen haben: Gott gebe nur daß es von nun an nimmer geschehe! Daß man dergleichen Leute für die Zukunft von gewissen Aemtern ausschließe, wo sie zu stark auf das Publikum wirken können, und sie bei der natürlichen Freiheit und der Erlaubniß sich auf eine ehrbare Art zu ernähren, in einen engern Wirkungskreis setze — das finde ich sehr klug und billig: denn erstlich ist es erlaubt, einigen Verdacht in ihre Denkungsart zu setzen, wenn man davon, welches schwer ist, sich nicht vollkommen überzeugen kann; zweitens darf es der große Haufe nicht für gleichgültig ansehen, ob jemand so oder anders gehandelt habe. Aber

Est modus in rebus, sunt certi denique
fines,
Quos ultra citraque nequit consistere
rectum.

ob es so, wie man es gemacht hat, gerade recht ist, ist eine andere Frage. Entweder sind diese Leute wirklich so gefährlich als man glaubt, oder glauben machen will, oder sie sind es nicht; im ersten Falle werden sie und ihres gleichen es durch strenge Behandlungen noch mehr; im zweiten sehe ich nicht, warum man sie eingesperret hat. Will man sie nicht im Kerker vermodern lassen, welches gewiß keinem Landsherrn einfällt, so muß man sie am Ende doch los lassen, und dann fraget sich, ob man sie besser oder schlimmer gemacht habe? So groß auch immer die Zahl der Arrestanten gewesen ist, so darf man doch versichert seyn, daß sie ungleich größer gewesen seyn würde, wenn man alle französisch gesinnte eingesperret hätte. Die Anzahl der Gefangenen wäre zum Volke angewachsen. Ein Volk aber muß man belehren, oder wenigstens anders als durch Fesseln zu halten wissen. Diese ganze Verfahrungsart schreibet sich daher, daß man den Fürsten viel von Verschwörung und Korrespondenz mit den Jakobinern vorgesaget hat.

Ich kann die Sache nicht ganz als ungegründet widersprechen, aber so viel ist doch gewiß, daß Schuster, Schneider und Bauern nicht hundertweise mit in diese Korrespondenz verflochten seyn konnten. Hätte man die Fürsten sich selbst überlassen, so würden sie es gemacht haben, wie der Kaiser mit den Niederländern, die sich an seinem Hause weit mehr versündigt hatten, als der Haufe armseliger Klubbisten an ihrem Landsherrn. In der That konnte man den Belgiern im eigentlichsten Verstande Aufruhr und Hochverrath zu Schulden legen, da hingegen den Klubbisten weiter nichts vorgeworfen werden kann, als daß sie die neue Mode, welche aus Frankreich kam, zu bereitwillig annahmen. Unterdessen wurde bei jenen alle Untersuchung unterdrücket, während sie bei diesen mit großem Geräusche vorgenommen wurde und noch fortgesetzet wird. Man giebt zur Ursache des Unterschiedes an, was die zwei Kaiser Leopold und Franz selbst erkannt haben: nämlich, die Brabänter wären gereitzet worden, da man ihnen ihre alten Rechte beschränken wollte. Die Rheinländer konnten zwar nicht über Beschränkung ihrer Rechte klagen, weil sie deren ausser ganz veralteten niemals viele oder gar keine gehabt hat-

ten; aber das Verlangen sich den neuen Beherrschern angenehm zu machen, die sie sich einmal nicht vom Halse schaffen konnten, und vielleicht auch der Gedanke, ihre Sache noch über dies dadurch zu verbessern, verbunden mit dem ewigen Gepredige französischer Freiheitskandidaten, wirkten nach Maas ihrer Empfänglichkeit auf sie, wie das Gefühl erlittenen Unrechts auf die Brabänter. Der Trieb, seine Begriffe, seine Fähigkeiten, oder wie die Metaphysiker sagen, seine Realitäten zu vermehren und seinen Wirkungskreis zu erweitern, ist jedem Menschen eigen, daher der Philosoph Wolf die Vervollkommnung zum Prinzip des Naturrechtes angenommen hat. Es kann also, unter gewissen Umständen, die Begierde dasjenige zu erlangen, worauf man von Natur Anspruch machen zu können glaubt, bei dem einen eben so viel wirken, als bei dem andern das Verlangen zu behalten, was er schon besitzet. Will man es dahin bringen, daß der eine und der andere sich zufrieden geben, so muß man jenen beweisen, daß er nichts gewinne, und diesem, daß er nichts verliere, was zu seiner wahren Glückseligkeit beitragen könne: oder man muß die Wünsche beider befriedigen, sonst werden sie ewig misvergnügt seyn. Es kömmt nun dar-

auf an, ob die Deutschen mit den Beweisen, die man bisher ihrer Lust nach Neuerungen entgegen gestellet hat, zufrieden sind oder nicht: mir scheinen sie nicht die besten zu seyn — die Thatbeweise will ich sagen, denn geschrieben ist vieles worden. Den Brabåntern hat man auch viel vordemonstriret, daß die Verånderungen, welche Kaiser Joseph II. in ihrer Verfassung gemacht hatte oder machen wollte, zu ihrem Besten angeleget wåren, allein sie glaubten's nicht, besonders nachdem der projektirte Austausch gegen Baiern ihnen zu Ohren gekommen war. Diese politische Operation war gegen die joyeuse entrée, das Palladium der Niederlånder. Für die Ruhe von Europa wåre es vielleicht zu wünschen gewesen, daß das Haus Oesterreich die Niederlande los geworden wåre, wenn es sich nachhero måßigen und nicht etwa von der Konzentrirung seiner Macht Gebrauch håtte machen wollen, um sich in der Nachbarschaft zu vergrößern. Selbst der jetzige Krieg würde wahrscheinlich nicht entstanden seyn. Dem sey aber, wie ihm wolle, so hat das Projekt dieses Austausches die Brabånter äusserst mistrauisch gegen den Wiener Hof gemacht, indem sie bei jeder Einrichtung welche der Kaiser machen wollte, die geheime Absicht

vermutheten, daß er ihre Privilegien untergraben wolle. Da der Kayser entweder aus Ueberzeugung von der vorzüglichen Nutzbarkeit seiner Anordnungen, oder, weil er als Regent nicht immer Unrecht haben wollte, mit Festigkeit auf seinen Entschlüssen beharrte, so kam es endlich zum wirklichen Aufstand. Kaiser Leopold zerstreute zwar das Heer der Insurgenten, und jedermann glaubte nun, daß Belgien zum unbedingten Gehorsam würde gebracht werden, allein dieser weise Monarch hatte sein Volk lieber zufrieden als misvergnügt, und gab ihm seine alten Rechte wieder, deren es sich auch dadurch unwürdig gemacht zu haben schien, daß es sie von seiner Hand nicht annehmen wollte, so lang es unter den Waffen stand. Leopold starb aber, ehe er dieses Werk ganz hatte vollenden können, und beim Ausbruche des jetzigen Krieges wandelte der Schwindel dieses Volk noch einmal an. Die Siege des Prinzen von Koburg über die Franzosen erstikten aber das Uebel in seiner Geburt, und nun vergißt der gute Kaiser Franz alles vergangene, tritt in die Mitte seines Volkes, und bestättiget durch eine feierliche Huldigung alle Rechte und Freiheiten, die ihm so sehr am Herzen liegen. Diese Nation machet sich nebst ihrem Reichthume

und ihrer innern Stärke auch durch Thatsachen achtungswerth, die seinen Charakter auf eine sehr vortheilhafte Art bezeichnen. Als die Franzosen bei Annäherung der Koburgischen Armee Mecheln verlassen hatten, rief die von ihnen eingesezte Administration die vorigen Obrigkeiten zusammen, und legte ihr Amt in aller Form nieder, diese dankten der Adminstration für die Sorgfalt, womit sie bis dahin die öffentliche Ruhe und Ordnung gehandhabet hatte, und traten wieder in ihre ehemalige Wirksamkeit ein. Dergleichen Geschichten sind für uns böhmische Dörfer; wie kann man dann im Ernste glauben, daß wir jemals auf Freiheit und Selbstständigkeit Anspruch machen werden?

— — — Virtutem verba putas, ut
Lucum ligna?

Das gäbe eine Staatsverfassnng nach Nikolaus Klim, weyland Küster an der Domkirche zu Bergen in Norwegen, den meine Leser aus der Erzählung Hagedorns

Herr Nikolaus Klim erfand
Mehr Länder, als ich Reime,
Sogar ein unterirdisch Land
Vernünft'ger Thier' und Bäume rc.

kennen, wenn er ihnen etwa nicht aus der Be=

schreibung seiner Reisen in die Unterwelt bekannt ist. Eines ist unterdessen möglich: dieses Volk, das vielleicht unter allen Völkern Deutschlands am wenigsten an eine Staatsumwälzung dachte, ehe es durch die Franzosen so zu sagen bei den Haaren dazu gezogen wird, Revoluziönchens zu spielen, hat nun einmal einen kleinen Vorgeschmack von der Sache, hat sich während dem Daseyn der Franzosen in zwo Partheien getheilt, und sich durch die Art, wie eine Parthei gegen die andere verfa en ist und noch verfährt, in dieser Trennung bestärket. Verfolgung macht Proseliten, macht Märtyrer, ist man einmal so weit gekommen, dann ist es schwer sich wieder mit einander auszusehnen. Im Gegentheil die Erbitterung nimmt täglich zu, sie wird zur stillen Wuth, deren Ausbruch um so gefährlicher ist, je länger sie ist unterdrücket worden. Man entfernt sich in seinen Grundsätzen je länger je mehr von einander, wird in deren Behauptung hartnäckiger und erwirbt nach und nach Schnellkraft, Stärke und Enthusiasmus genug, um Dinge auszuführen, deren man sich anfänglich nicht fähig geglaubt hatte. Unter andern Ursachen, welche dergleichen böse Folgen hervorbringen können, ist heutzutage unstreitig eine der vorzüglich-

sten, wenn man das Volk auf den Gedanken kommen läßt, daß es nur darum mit Strenge behandelt werde, weil es zu schwach ist, um eine bessere Behandlung zu ertrotzen. Wenn etwas in der Welt ist, das die Minister sorgfältig vermeiden sollen, so ist es diesen Gedanken aufkommen zu lassen. Wer nur einen Blick auf den Gang der französischen Revoluzion wirft, sieht, daß die jetzigen Gesinnungen der Demokraten in Ansehung der aristokratischen Parthey von einer vielleicht gerechten Unzufriedenheit bis zum unversöhnlichsten, unersättlichsten Hasse gestiegen sind — aus welcher Ursache? weil die demokratische Parthei von der aristokratischen verachtet, verfolgt, hintergangen worden ist, unterdrücket und vertilget werden sollte. Der eifrigste Demokrat hat gewiß nicht geglaubt, daß geschehen würde, was geschehen ist; hat sich und andere der Handlungen nicht fähig gehalten, die er nun selbst begeht. Unter den eifrigsten waren gewiß Rabaut de St. Etienne, Barnave, Carra und viele andere, die bereits auf der Guillotine gestorben sind. Untersuchet man, warum die noch lebenden anfänglich nicht für möglich hielten, was sie jetzo thun, so findet man die Ursache darinn, daß sie nicht geglaubt, gar nicht

daran gedacht hatten, je dergleichen zu ihrer Selbsterhaltung oder Genugthuung thun zu müssen — nicht anders als auf dem Grabe ihrer Widersacher stehen zu können. Der Deputirte Biroteau, der sich in die Faction Brissots eingelassen hatte, sagte selbst, als er zum Tode verdammet wurde: Ihr habt ganz Recht mir den Kopf abschlagen zu lassen, denn hätte meine Parthei die Oberhand erhalten, so wäre es euch auch nicht besser gegangen. Was bei einem Volke schon wirklich geschehen ist, das ist bei einem andern, wenn gleich mit einigen Einschränkungen wenigstens möglich. Die Franzosen waren nicht lange genug in Deutschland gewesen, um ihre Grundsätze tief wurzeln zu machen, auch waren ihre Grundsätze damals noch nicht auf den Grad der Härte gestiegen, den sie seither erreichet haben. Man hat aus den entdekten Factionen gesehen, daß nicht nur die Nation, sondern auch der Konvent selbst eine große Menge Glieder zählten, die das königliche Regiment wieder einführen wollten. Die Feldherrn, welche in Deutschland kommandirten, waren keine erbosten Republikaner, und konnten's nicht seyn, weil ihr Volk damals noch nichts verlohren hatte, sondern vielmehr überall der siegende Theil war;

sie wurden auch noch nicht so unumschränkt von Kommissarien beherrschet. Aus allen diesen Umständen folget, daß bis nach dem Rükzuge Cüstine's, und nach der Uebergabe von Maynz die patriotische Parthei in Deutschland sich in ihren Grundsätzen nicht sehr weit von ihren Gegnern entfernen können, und daß es folglich wenig Mühe gekostet haben würde, die Verirrten vom Abwege auf welchen sie gerathen waren, zurükzuführen, und sie mit dem klügern Theile ihrer Mitbürger auszusöhnen. Wenn auch keiner von jenen, oder doch nur sehr wenige sich für Staatsverbrecher erkennen wollten oder konnten, so sahen doch alle ein, daß ihr Betragen der vorigen Herrschaft habe misfallen müssen, und daß sie einige Ungnade zu befürchten hatten: hätte nun diese sich damit begnüget, ihnen ihr Unrecht vor Augen zu stellen und die Gerechtigkeit einer strengen Ahndung zu zeigen, übrigens aber anstatt der Strafe den Weg der Vergebung eingeschlagen, so würden gewiß nur äusserst wenige sich in Zukunft dieser Güte unwürdig gemacht haben. Diese Güte hätte selbst ihr Vergehen in ihren Augen vergrößert, denn sie hätte mit der Härte der Franzosen zu sehr abgestochen, um sie nicht zu überzeugen, daß sie das größte Unrecht hatten,

eine gütige, nachsichtige, menschenfreundliche Herrschaft dagegen vertauschen zu wollen. Allein diejenigen, welche an manchem Hofe ein vollgültiges Wort haben, begnügten sich damit, ihren Herrn die Größe des Verbrechens recht lebhaft zu schildern, vielleicht auch zu übertreiben, da sie es selbsten nur von ferne sahen — und vergassen, sie mit der Größe des Uebels bekannt zu machen. Man hatte noch nicht aufgehört, den Aufstand der Franzosen für ein Strohfeuer anzusehen, und schmeichelte sich mit der zuversichtlichsten Hofnung, der Sache nun in einem Feldzuge ein Ende zu machen, dann aber dieses Volk durch solche Maasregeln im Gehorsam zu erhalten, die ihm die Lust vertreiben sollten, zum zweitenmale Unruhen anzufangen, so wie andern die Versuchung, es ihm nachzumachen.

Zu bewundern ist es, daß die zween größten Monarchen, auf deren Kosten und mit deren Armeen der Krieg geführet werden mußte, auch diejenigen waren, die am meisten Gelindigkeit zeigten. Wir haben aus dem Munde des gewesenen Wormser Mâres gehört, daß der König von Preußen ihn ohne Schwierigkeit vor sich gelassen und überaus gnädig empfangen habe.

Diesem Monarchen haben viele ihre Loslassung aus der Gefangenschaft zu danken, ungeachtet er seine Truppen zu deren Verhaftnehmung hatte gebrauchen lassen; vermuthlich sah er die Sache aus einem andern Gesichtspunkte, und sah sie besser ein. Was der Kaiser in den Niederlanden gethan hat, davon ist so eben die Rede gewesen: auch denjenigen, welche in der Grafschaft Falkenstein sich zu weit vergessen hatten, geschah kein Leid. Daß dieser Monarch andere Grundsätze habe als sein Oheim Joseph II, ist um so mehr zu bewundern, als er in dessen Schule auferzogen zu seyn schien. Die Umstände haben sich freilich seit dem Tode Josephs ebenfalls ausserordentlich geändert, und da wir immer von den Umständen abhangen, so ist es der Klugheit gemäs, sich darein zu schicken. Dieser Kaiser wollte aufklären und alles bei Seite räumen, was seiner Absicht im Wege stand. In Ungarn sollte die deutsche Sprache eingeführt werden, damit die Kenntnisse, welche ein so bücherreiches Idiom darbiethet, sich auch in diesem Lande verbreiten könnten: der Gebrauch der lateinischen Sprache sollte aufhören, und die Ungarische ganz vergessen werden. In den Niederlanden war die Geistlichkeit seinem Vorhaben hinderlich, besonders die

zahlreichen und begüterten Mönchsklöster, welche bei der Aufklärung ihre Rechnung nicht finden. Heutzutage, da man einsieht, daß die Aufklärung nicht immer die besten Früchte bringt, wünschet man vielleicht, daß, wie es die Jesuiten vorhatten, die lateinische Sprache die einzige gelehrte, und die zum gemeinen Leben entbehrlichen Kenntnisse ein ausschließendes Eigenthum derjenigen wären, die diese Sprache gründlich verstehen. Man fängt an einzusehen, daß die Aufklärung unterm großen Haufen etwa ungefähr das ist, was ein spitzig Messer in der Hand eines Kindes — zwar an sich selbst ein gutes, aber auch ein gefährliches Ding. Unterdessen ist es eben nicht der große Haufe, der bei der Aufklärung im gewöhnlichen Sinne am meisten profitieret. Lebt ein Volk unter einer weisen, auf unabänderlichen guten Gesetzen ruhenden Regierung, so findet es seine Glükseligkeit in seinem Berufe zu arbeiten, Kinder zu erziehen und in Ruhe sein Eigenthum zu genießen: andere Kentnisse, als die hiezu erforderlich sind, kann es entbehren. Hat das Schicksal es unter eine unweise, unsichere und böse Regierung gesetzet, so dienet ihm Aufklärung zu nichts weiter, als sein Unglück desto mehr zu fühlen. Ich sage mit Be-

dacht: die Aufklärung im gewöhnlichen Verstande, in welchem man die Verbreitung politischer, religiöser oder irreligiöser, moralischer und physikalischer Kenntnisse aller Art darunter versteht, und diese Kenntnisse in allerhand Formaten und unter allerhand Einkleidungen unter das Volk zu bringen, aufklären heißet. Der Himmel hätte es mit dem Menschengeschlechte wahrlich nicht gut gemeint, wenn es so viel wissen müßte, um glüklich zu seyn. Es giebt doch immer nur eine gewisse Anzahl richtiger Begriffe, die jeder in seiner Art haben muß, um bei unserer europäischen, sehr bequem eingerichteten Lebensart glüklich leben zu können, so wie es auch nur eine gewisse Anzahl Irrthümer geben kann, die ihn hintern, abermals in seiner Art den höchstmöglichen Grad irrdischer Glükseligkeit zu erreichen. Lassen sich diese Kentnisse und Irrthümer bestimmen, so sollte man sich auch damit begnügen, das Volk davon zu belehren, und sich mit allem übrigen nicht abgeben: das Sprichwort: Sutor ne ultra crepidam, sollte keinem Volkslehrer aus dem Sinne kommen. Es kann aber ein Volk, das eine kultivirte Sprache redet, wie alle oder beinahe alle europäischen Sprachen sind, unmöglich einen Mangel an Begriffen haben, die zu seinem wahren Glücke nöthig sind,

denn ehe man ein Wort hat, muß man einen Begriff haben.

Non fuit ante videre oculorum lumina nata.

Es wird sich also das ganze Aufklärungsgeschäft dahin einschränken, daß man die Begriffe, die jeder in seiner Art haben muß, berichtige, das ist, daß man ihn von den Vorurtheilen zurükbringe, die seiner wahren Glükseligkeit hinterlich sind, und in diesem Sinne ist Aufklärung weiter nichts als Vertilgung schädlicher Vorurtheile. — Allein, wird man sagen, diese Definition ist im Grunde negativ: hierauf antworte ich mit Horaz:

Virtus est vitium fugere, et sapientia
prima stultitia caruisse.

Der Tugend Anfang ist, dem Laster sich entziehen:
Der Weisheit Anfang ist, die Thorheit fliehn.

oder wie man das übersetzen mag: ich habe die Uebersetzung Wielands eben nicht bei der Hand, und bin kein starker Versifex. Man hat sich Jahrhunderte um positive Definitionen über Sachen gebalget, woran kein Mensch etwas versteht. Zum Beispiele erwäge man, welche Zänkereien schon über den Begriff von Freiheit entstanden sind, und welches Unheil diese Zänkereien

schon

schon in die Welt gebracht haben. Zu allen Arten von Freiheit, welche von den Philosophen hererzählet werden, lieget der Grundbegriff unstreitig in der natürlichen, und zwar in der physischen Freiheit. Diese ist nach meinem Sinne nichts anders, als Entfernung jedes unnatürlichen Zwanges, d. i. jedes Hindernißes zu handeln, das nicht aus den Gesetzen der Natur entspringt. Ein Mensch, der an der Gicht darnieder lieget, und nicht gehen kann, hat darum nicht aufgehöret frey zu seyn, weil dieses Hinderniß ganz natürlich ist: hingegen ist er nimmer frey, wenn er darum nicht gehen kann, weil man ihn an den Füßen gebunden hat. Nun übertrage man diesen Grundbegriff auf die bürgerliche Freyheit; so wird es heißen, sie bestehe in der Entfernung jedes ungesetzmäsigen Zwanges. Hieraus begreifet man, daß der Engländische Matrose nicht aufhöret, ein freyer Mann zu seyn, weil er gezwungen werden kann, auf königlichen Schiffen zu dienen, so bald ein Krieg ausbricht: denn die Presse ist ein gesetzmäsiger Zwang, dem er sich freywillig unterwirft, da er in England bleibt. Es wird dahero zur Sicherstellung der bürgerlichen Freyheit weiter nichts erfordert, als klare Gesetze, die niemand nach Willkühr verändern kann,

Um diesen Zweck zu erreichen, hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt, halbwegs so weit zu gehen, als sie gegangen sind. Hätte man, anstatt unserer Schuldefinitionen von der Seele, sich begnüget zu sagen, sie sey eine Kraft zu denken, mit welcher Gott den Menschen auf eine unbegreifliche Weise begabet hat; so hätte man alles Gezänke über deren Materialität oder Immaterialität ersparen, und nicht vonnöthen gehabt, den Menschen in zwei Bestandtheile zu dividiren, und über deren Ineinanderwirken die abentheuerlichsten Systeme auszubrüten. Wir könnten ja doch manches dem lieben Gott überlassen, der uns durch seine Apostel sagen ließ: Sapientia hominum est stultitia coram Deo. Der gelehrte Jesuit Büffier hatte eine besondere, aber seinem Ordensystem vollkommen anpassende Idee: Die Gelehrten sollten nämlich, mittels einer stillschweigenden Uebereinkunft, in ihren Forschungen über gewisse Gegenstände nicht weiter gehen, als man zu seiner Zeit war, gewisse Sätze als wahr und ausgemacht annehmen, ohne sich ferner darum zu bekümmern, ob es Wahrheiten oder Vorurtheile wären; so wie z. B. dermalen alle gelehrten Gesellschaften für unzweifelhaft ansehen, daß man die Quadratur des Zirkels nicht genau

bestimmen könne. Vermuthlich hatte er dabey die Absicht, die Jesuiten zu immerwährenden Büchercensoren von ganz Europa machen zu lassen, so daß es von diesem Orden abgehangen hätte, welches Buch man schreiben und lesen dürfte oder nicht. Zum Theil hatten es diese Väter dahin gebracht: aber die Reformation hat ihren Plan in einem großen Theile von Europa unausführbar gemacht, darum gab Büffier nur einen wohlmeinenden Rath, wo der Authorität seines Ordens Gränzen gesetzet waren. Allein eben darum ist dieser Gedanke lächerlich: denn wenn auch die damals lebenden Gelehrten sich ihn hätten gefallen lassen, wer würde den freyen Nachfolgern dieser republikanischen Menschenklasse Fesseln angeleget haben, wo keine Jesuiten waren — Jesuiten oder die Inquisition? Nicht die Grübeleyen der Gelehrten über alle wißbare und unwißbare Gegenstände sind es an und für sich, die der Ruhe der Welt gefährlich werden können, sondern die allzuverbreitete Publizität, welche daher entsteht, daß alles in der Volkssprache geschrieben wird. Hätte Büffier nicht zugleich auf seinen Orden Rücksicht genommen, so würde er sich begnüget haben zu wünschen, daß man aufhören sollte, über Sachen, die nur

die gelehrte Welt ganz allein intereßiren, in einer andern als gelehrten Sprache zu schreiben. Dieses hätte einen dreifachen Nutzen gehabt: erstlich wären alle gelehrten Produkte gleich bei ihrer Erscheinung ein Eigenthum für ganz Europa geworden, ohne daß man nöthig gehabt hätte, sich erst mit Uebersetzungen abzugeben, die manchmal sehr ungetreu sind. Zweitens hätte die studierende Jugend nicht so viel Zeit auf Erlernung drei oder vierley Sprachen verwenden dürfen, um zu benutzen, was diejenigen gedacht haben, die eine andere Sprache reden. Drittens wären gefährliche Wahrheiten denjenigen nicht bekannt geworden, die gewöhnlich nur aus einem Irrthume herausgehen, um in einen andern zu fallen, wie die Erfahrung lehret. Dieses hätte nicht gehindert, der Volkssprache alle Vollkommenheit und Politur zu geben, deren sie empfänglich ist: gelehrte Schriften sind es ohnehin nicht, was zur Vervollkommnung einer Sprache viel beiträgt: sie wäre dem ungeachtet das Kleid aller gemeinnützigen Wahrheiten, so wie der schönen Wissenschaften geblieben.

Also in der Vertilgung schädlicher Vorurtheile, sagte ich, bestünde das ganze Aufklärungs-

geschäfte, in so fern es dem ganzen Menschengeschlechte wahrhaft nützlich seyn kann. Das Wort schädlich ist aber relativ, und kann ohne Subjekt, das Schaden leidet, nicht verstanden werden: es kömmt also darauf an, dieses Subjekt genau anzugeben. Meines Erachtens ist es die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft: wer sich mit individuellen Glücksumständen abgeben will, der wird in Ewigkeit nicht fertig. Man mache nur, daß es im Ganzen gut gehe, und überlasse es einem jeden, nach seiner Lage daran Theil zu nehmen. Man kann also sagen: Ein schädliches Vorurtheil ist, welches die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft auf was immer für eine Art beeinträchtiget. Wenn ich nicht irre; so besteht diese Wohlfahrt in der innerlichen und äusserlichen Sicherheit, im Wohlstande ihrer Mitglieder und in einer den Nahrungsquellen des Landes angemessenen Volksmenge. Nun wird meine Definition komplet, wenn ich sage: Aufklärung ist Vertilgung derjenigen Vorurtheile, welche der innerlichen und äusserlichen Sicherheit, dem Wohlstande der Staatsbürger und dem Gleichgewichte zwischen den Nahrungsquellen eines Landes und seiner Volksmenge nachtheilig sind. Die äusserliche Sicherheit wird durch ein

wohlgehaltenes Kriegsheer, durch gute Defensivbündniße, durch Verbannung der Eroberungssucht erreichet: die innere Sicherheit ist das Werk guter Gesetze und deren Handhabung, guter Sitten und der Religion: der Wohlstand des Landes wird durch Gewerbsamkeit, durch den Ackerbau mit allen seinen Nebenzweigen, als Viehzucht, Bienenzucht, Baumzucht, Fischerey ꝛc. durch Entfernung des fremden Luxus und durch ein gut eingerichtetes Finanzsystem erlangt, und für die Bevölkerung wird gesorget durch Begünstigung der Heirathen, durch kluge Verpflegung der unehelichen Kinder, durch zweckmäßige Polizeyanstalten in Betref der Nahrungsmittel und der Gesundheit. Wissenschaften und Künste, so bald sie über das wahrhaft Nützliche hinaus gehen, sind eine Art von Luxus, der mehr Glanz als innere Stärke giebt. Im Gegentheil lehret uns die Geschichte der alten und neuern Zeit, daß, so bald sie auf einen sehr hohen Grad gestiegen sind, sie den Verfall ihrer Verehrer und ihren eigenen ankündigen. Sie sind der Widerschein von der Macht und dem innern Wohlstand eines Volkes, glänzen und verdunkeln sich, so wie diese steigen oder fallen. Gleichen Schritt gehen die Sitten einer Nation. Wenn ein Volk sich aus dem Nichts erheben und

zur großen Nation bilden will; so muß es tugendhaft seyn: nur diesen Gedanken zu fassen und auszuführen erfordert große Tugenden. Diese Tugenden sind gewöhnlich roh: hat aber das Volk sich einmal empor geschwungen, Macht und Reichthum erlanget;

- - positis nugari Græcia bellis
Incipit,

dann tretten angenehme Sitten und Urbanität aus jenen originellen Tugenden, wie die entfalteten Rosenblätter aus der Knospe hervor. Gleichwie aber diese bald ein Raub der Insekten werden, die sie verunzieren und welken machen; eben so nagen Laster aller Art an den Wurzeln schöner Sitten, an den Tugenden, und bringen sie zum Verfalle. Das Volk hat alsdann weder Tugenden noch Sitten: an ihre Stelle sind Laster und Unsittlichkeit gekommen, und es zerfällt in sich selbst. Doch stirbt der Saame der Tugend nicht ab: aus den Trümmern eines solchen Volkes entstehen andere Nationen, die nach einiger Zeit denselben Weg gehen. Es ist der Weg, den ihnen die ewige Vorsehung vorgezeichnet hat, und sie wandeln ihn alle rücklings: daher sehen sie nur immer, woher sie gekommen sind, nicht wohin sie gehen, fallen desto leichter,

und können sich nimmer erhalten, so bald sie zu fallen anfangen. Alle Völker Europens haben geglänzet, sagt Rousseau, und dieser tiefdenkende Philosoph prophezeyhet daraus eine allgemeine Revoluzion. — Wartet nur noch höchstens zwanzig Jahre; bis dahin hoffe ich, im mütterlichen Schoose der Erde zu schlafen, und dann möget Ihr Euch auf meinem Grabe herum tummeln, so viel Ihr wollet, Ihr werdet meine Ruhe nicht stöhren. — Mein Wunsch würde sich auf die ganze Dauer unseres Planeten erstrecken, wenn ich nicht von der Unmöglichkeit seiner Erfüllung überzeugt wäre. Denn was dauert hienieden, was ist unveränderlich? — und was sind Revoluzionen anders, als Veränderungen, welche in den Sitten, Gesetzen, Regierungsformen, Religionen und so gar in den Wohnplätzen grosser Gesellschaften oder Reiche sich ereignen? Ich sage: so gar in den Wohnplätzen: wenn, wie ichs glaube, Europa wiederum in seine alte Barbarey zurück sinken muß; so muß es gewaltige Stösse bekommen, und ich sehe nur eine neue Völkerwanderung, als das einzige Mittel, daß diese Wirkung hervorbringen kann. Nur diese allein konnte die Macht der Römer samt ihrer Sprache, konnte Künste und Wissenschaften in

Europa beinahe vertilgen, diesen gewaltigen Koloß zertrümmern, und den Grund zu neuen Reichen, Sitten und Sprachen legen, wovon sich kein Mensch etwas hatte träumen lassen. Die Römer hielten wohl eine Veränderung in ihrer Regierungsform für möglich, denn man weiß, daß unter den ersten Kaisern mancher Versuch gemacht wurde, die Republik wieder herzustellen: aber ihre Herrschaft über die Welt hielten sie für ewig.

His ego nec metas rerum, nec tempora pono:
Imperium sine fine dedi.

In der That war zur Zeit, als Virgil diese Prophezeyhung machte, und noch lange darnach, eine solche Revoluzion, als sich vier hundert Jahre später ereignet hat, weit weniger wahrscheinlich als jetzo. Denn wenn man auch als möglich annahm, daß nach und nach, je ein Volk nach dem andern sich von der Herrschaft Roms loswinden, sich zur Selbständigkeit emporheben, und ein eigenes Reich, oder eine besondere Republik bilden würde; so blieb im Grunde doch die Herrschaft der Römer, vermöge ihrer zahlreichen Colonien, es blieb ihre Sprache, es blieben Künste und Wissenschaften unverletzt. Was von Europäischen Völkern das Zepter Roms nicht küßte,

waren die Nordländer allein; in Ansehung einer solchen Macht unbedeutende Völkerschaften, die auch durch Kriegführen allein nichts würden ausgerichtet haben, sondern nur dadurch den Plan der Vorsehung realisiren konnten, daß sie in ganzen Massen sich aus ihren Sitzen erhuben, und die Provinzen des Römischen Reichs überschwemmten. Jetzo hingegen, ich will sagen, seit ein Paar Jahren, erhebt sich das mächtigste und zahlreichste Volk Europens gegen seine bisherigen Beherrscher und gegen alle Völker, die sich seinem Beginnen widersetzen: die Fortschritte, die es bereits gemacht hat, erlauben ihm beinahe nimmer zurück zu kehren, und doch ist der Vorsatz anderer Mächte, sie zur Rückkehr zu zwingen. Was soll aus diesem Konflikt anders entstehen, als daß die Franzosen entweder durch das Glück der Waffen in ihrem Vaterlande bei ihrer Freiheit sich erhalten, oder sich den Weg in ein anderes Land bahnen, dessen Bewohner verjagen, und sich darinn festsetzen? geschieht jenes, welches Vorspiel? — geschieht dieses, welche Verwirrung? Ich weiß, daß es Millionen Menschen giebt, die sich etwas dergleichen gar nicht als möglich denken können, weil ihre Begriffe sich nicht über den alltäglichen Kreislauf der Dinge

hinausschwingen können: aber lieben Freunde! hättet ihr vor vier Jahren geglaubet, daß die Franzosen, nach welchen sich ganz Europa gebildet hat, aufhören würden, Europäer zu seyn? — ich meine, Europäische Sitten zu haben? Wer gleich nach der Eroberung von Maynz etwas dergleichen gesagt hätte, wäre unfehlbar ausgelacht worden. Denn nun vereinigte sich die Belagerungsarmee mit der Observationsarmee an den Grenzen Frankreichs, man sahe dem Falle von Landau und andern festen Plätzen mit Zuversicht entgegen, frohlockte über die bevorstehende Eroberung von Elsaß und Lothringen, schuf ein neues Austrasien für das Haus Baiern, und schmiedete an weiß nicht welchen Projekten, deren Ausführung die Ruhe Europens, und die Sicherheit der Thronen unerschütterlich gründen sollte. Mein Grosvater, der nicht der Philosophie halber ein alter Mann geworden ist, hielt ein grosses Stück auf die Weissagungen der sogenannten Sibyllen. Hier, sagte er mir einst, als ich von der Schule nach Haus in die Vakanz gekommen war, hier heißt es: Wenn man anfangen wird, allenthalben an der Welt zu bauen, als wollte man sie von neuem schaffen; dann ist ihr Ende nahe. Ich bin ein alter Mann, und kann wohl

noch hoffen, ruhig in meine Grube zu fahren: aber du, mein Sohn, wirst andere Dinge sehen. Ungeachtet der Hochachtung, die ich für den grauen Kopf meines Grosvaters hatte, konnt ich mich des Lachens um so weniger enthalten, als die Veranlassung zu dieser Prophezeyhung im Straßenbau lag, der ihm gar nicht in den Kopf wollte, und es mir gar zu komisch vorkam, darum an die baldige Erscheinung des jüngsten Tages zu glauben, weil man einen krummen Weg gerade machte. Allein ich habe seitdem in dieser Weissagung eine Philosophie gefunden, die mein Grosvater nicht darinn suchte, und die mich damals die Erfahrung und die Geschichte noch nicht gelehret hatten. Die Reiche der Welt sind ihrem Verfalle dann am nächsten, wenn man durch immerwährende Veränderungen, Neuerungen, Verbesserungen sie auf die höchste Stufe der Vollkommenheit bringen will. Diese anhaltende Neuerungssucht erzeuget in den Köpfen eine große Gährung und eine Geschäftigkeit, die stets neue Gegenstände suchet, um sich zu üben: Die Theile, woraus die Maschine besteht, reiben sich zu stark: die Maschine bricht, oder nutzet sich ab und zerfällt. Wenn diese Neurungssucht bei einem Volke zur Mode und zum Ver-

dienste wird; dann ist sie auch ein Beweis, daß viele Menschen nicht in dem Berufe stehen, den sie haben sollten, und daß es der müßigen spekulativen Menschen zu viele giebt, die von ihren arbeitsamen Mitbürgern leben, und auf ihre Kosten ein Projekt um das andere schmieden, um den Fürsten zu überzeugen, daß sie eine Pension oder eine Besoldung verdienen: das Gleichgewicht zwischen dem Nährstand und Zehrstande geht verlohren, das Staatsgebäude wanket und stürzet endlich zusammen. Die Europäischen Reiche zusammen bilden gleichsam nur einen einzigen Staat, so wie ehemals die Republiken Griechenlands. Seitdem die Stürme, welche der Einsturz des Römischen Reiches über diesen Welttheil hergezogen hatte, sich geleget haben, erhält sich eines durch das andere: die Eifersucht der großen Staaten sichert die kleinern bei ihrer Existenz: alles ist in einander gepasset, und machet nur eine Maschine aus. Wer etwas an dieser Maschine verrücket, läuft Gefahr, sie ganz zu zerrütten, und, wenn er ein Bestandtheil davon ist, seinen eigenen Untergang mit vorzubereiten. Denn offenbar wird alsdann wiederum eine Art von Faustrecht in Europa eingeführt, welches keine andern Rechte kennt, als die Rechte des

Stärkern. Man giebt freylich immerhin einige Gründe an, wenn man seinen Nachbar bekrieget: aber die Hauptabsicht, die man nicht saget, ist beinahe allemal, mächtiger zu werden. es sey aus angebohrner Eroberungssucht, oder weil man in der That glaubt, zu seiner Sicherheit noch nicht mächtig genug zu seyn. Dadurch wird die Staatsmaschine unseres Welttheiles einmal über das andere erschüttert: man läßt ihr kaum Zeit, den alten Gang wieder einzuschlagen, so kömmt schon ein neuer Stoß, der sie abermals zerrüttet. Was Wunder, wenn sie denn einmal gar zusammen fällt, besonders da man sich nimmer begnüget, sie blos zu rütteln, sondern so gar einige Räder heraus nimmt. Ist das so gepriesene Gleichgewicht von Europa nicht eine blose Popanze, wie kann man sich denn überreden, daß es auch alsdann noch ungestöhret bleiben werde, wenn man die Gewichtsteine, worauf es beruhte, nach Belieben untereinander wirft, wie es wirklich geschieht. Der Beweis davon ist die Geschichte von Pohlen. Diese Nation hat nie nach der Ehre gerungen, unter die ersten Mächte von Europa gezählet zu werden: ihre Verfassung qualifizirte sie eben so wenig dazu, als das Deutsche Reich. Der Edelmann war

zufrieden und stolz darauf, sich einen König geben zu können, seine Bauern ungestraft zu peitschen, und seine Einkünften mit einer geschmacklosen barbarischen Pracht zu verschmausen. Sie bekam einen Philosophen zum König, einen der besten, den sie je gehabt hat: aber es schien ihr, daß bei seiner Wahl eine benachbarte Macht zu viel Einfluß gehabt habe, ihr Stolz war dadurch beleidigt, und dieser gute König wurde auf die schimpflichste Art gemißhandelt. Unterdessen hatte der beste und größte Theil der Nation zu diesem Attentat nicht mit gewirket; selbst die Urheber erkannten ihr Unrecht, und der König stieg wieder auf den Thron. Allein den Nachbarn hatte dieser Auftritt nicht gefallen; sie sahen, welchen Fluges diese Nation fähig war, und beschlossen, ihr die Flügel zu stutzen. Oesterreich, Rußland und Preussen eigneten sich unter verschiedenen Titeln große Ländereien zu, machten sich mächtiger, und nun glaubten sie, Pohlen auf alle Zukunft in den Stand gesetzet zu haben, daß es nichts weiter wäre, als eine blose Scheidewand zwischen ihnen. So brüderlich diese Mächte damals mit einander handelten; so mochten sie doch nicht Nachbarn seyn, sich nicht unmittelbar berühren. Der König Stanislaus

war bei aller seiner Philosophie sehr darüber gerührt, daß sein Vaterland unter seiner Regierung zertrümmert, und eine Beute benachbarter Mächte wurde: aber er war zu unmächtig, um es zu hindern. Er kam daher auf den Gedanken, diesen Flecken in der Geschichte seiner Regierung dadurch auszuwischen, daß er seinem Volke eine festere Konstitution gab, es dadurch in die Politik von Europa verflocht, und ihr die Erhaltung dessen, was es noch hatte, für die Zukunft sicherte. Der Thron ward durch die Konstitution von 1791 für erblich erklärt, und die Kurprinzeßin von Sachsen zur Thronfolgerin ernannt, damit sie durch Ehelichung irgend eines Prinzen von einem mächtigen Hause dieses heilsame Werk vollenden, und ihm Festigkeit geben sollte. Der König von Preussen wünschte dem Könige von Pohlen und seiner Nation zu dieser Revoluzion Glück: allein nachdem Rußland erkläret hatte, daß es diese neue Konstitution nicht anerkennen würde — nachdem Oesterreich sich nicht günstig hatte vernehmen lassen, gab auch Friederich Wilhelm den wohlmeinenden Rath, die Pohlen möchten sich in die Umstände fügen. Diese folgten seinem Rathe nicht, und nun kam es zum Kriege zwischen ihnen und den Russen. Da die Parthey zu ungleich

gleich war; so mußte der gute Stanislaus die Erniedrigung leiden, daß er die seinem Volke gegebene Konstitution selbst wieder vernichtete, eine Russische Armee ins Land aufnahm und zulezt einer neuen Theilung zu sah, welche Rußland und Preußen unter sich machten. Nicht genug, er mußte seine Bestättigung zu einer Akte geben, wodurch das übrige Pohlen, dem noch der leere Tittel eines Königreichs gelassen war, zur Russischen Provinz gemacht wurde. Die Veranlassung zu dieser gänzlichen Zernichtung des pohlnischen Reiches lieget also darinn, daß der König einstimmig mit der Nation eine Verfassung entworfen hatte, welche dem Reiche mehr Festigkeit, innere Ruhe und Stärke geben sollte, und worinn die ganze Nation, nur wenige ausgenommen, ihr Glück zu finden hoften. Man warf dieser Konstitution vor, sie wäre eine Frucht des jakobinischen Schwindelgeistes, zu dessen Ausrottung es unumgänglich nöthig wäre, Pohlen noch einmal zu zertheilen. Ob dem so sey, bin ich ausser Stand zu untersuchen: so viel ist gewiß, daß die Vermuthung dagegen ist, indem man nicht wohl annehmen kann, daß der König und der ganze Pohlnische Adel Jakobiner geworden seyen, nach deren Grundsätzen es weder Könige noch

Edelleute geben soll. Unterdessen ist es doch möglich, daß auf Inspiration einiger verkapten Jakobiner diese Verfassung nur weitern Fortschritten den Weg hätte bahnen sollen. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß auch andere Ursachen mit untergelaufen seyen, und daß der Russische Hof nebst der Ausrottung der Jakobiner noch andere Absichten dadurch zu erreichen gesuchet habe, wobei ausser Rußland schwerlich jemand was gewinnen wird.

Nun wäre also Pohlen aus der Reihe Europäischer Mächte verdrängt — das ist, es wäre ein Rad, freilich das unthätigste, weniger in der Europäischen Staatsmaschine. Ob die Maschine darum nicht hinken werde, ist eine andere Frage. Es wäre doch das größte Wunder, wenn man es in unserm Welttheile dahin gebracht hätte, daß allen gefiele, was einer oder zween zu ihrem Vortheile thun. Für den Preußischen Staatskörper ist es freilich überaus vortheilhaft, daß ihm Danzig einverleibet, und das scharfe Eck zwischen Westpreußen und Schlesien abgeschnitten werde. Daß das Haus Oesterreich vor der Hand nicht viel dabei erinnert habe, begreife ich eben so wohl, weil es im baltischen Meere keinen Handel trei-

bet, die Allianz Preußens damals nöthig hatte, und im schlimmsten Falle auch von der Beute zu profitiren hoffte. Wenn nun das Kriegsglück dieses Haus vor allem Verluste in den Niederlanden sichert, so ist zwar schon vieles gewonnen, aber dieses war es nicht, womit man sich begnügen wollte, unfehlbar war der Plan zu einer Eroberung mit entworfen. Wenn man denn aber Eroberungen gegen Frankreich machet, wer soll sie haben und was soll er damit thun? Der König von Preußen wird zum voraus darauf Verzicht thun, denn er sieht zu wohl ein, wie hoch die Erhaltung Belgiens den Kaiser zu stehen komme, um sich in denselben Fall setzen zu wollen. Das Haus Oesterreich selbst wünschet auf dieser Seite nicht mächtiger, sondern nur gesichert zu werden. Es würde also dahinaus laufen, daß Lothringen und Elsaß gegen das schöne Herzogthum Baiern hingegeben würden, dessen Erwerbung schon seit hundert Jahren der Politik des Erzhauses zum Grunde lieget. Bisher waren die Franzosen und der König von Preußen die gefährlichsten Widersacher dieses Projektes: jene, weil sie die Gelegenheit nicht aus den Händen lassen wollten, Oesterreich in den Niederlanden angreifen zu können; dieser, weil ihm die Macht

Oesterreichs ohnehin schon zu schwer auf dem Halse liegt und durch den Anhang von Baiern noch schwerer werden würde. Der siebenjährige Krieg bleibt dem königlichen Hause unvergeßlich, und es kann nicht anders als überzeugt seyn, daß es schon bei der jetzigen Lage der Sachen in einer ununterbrochenen Anstrengung aller seiner Kräfte stehen müsse, um sich seine politische Existenz zu sichern, und daß diese weit mehr Gefahr laufen würde, wenn unfern von den Grenzen seines Reiches sich eine merkliche Veränderung in der politischen Geographie ereignete, ohne daß es dabei einen ansehnlichen Zuwachs gewönne. Nun ist freilich die Macht Preußens durch die zweite Theilung von Pohlen wieder um vieles vergrößert worden, so daß es scheint, auch das Haus Oesterreich dürfe sich etwas zueignen, ohne daß deswegen die zwischen beiden Reichen gewesene Proportion der Kräfte darunter leide: allein wenn der Zuwachs des einen und des andern immer in gradem geometrischem Verhältnisse ihrer vorigen Macht genommen wird, so kann sich's nicht fehlen, daß Preußen am Ende zu kurz kömmt. Dieses Verhältniß fände aber offenbar statt, wenn das Erzhaus, ohne irgendwo etwas zu verlieren, in den Besitz des Herzogthumes

Baiern käme: denn was wären die etlichen Palatinate in Pohlen, das jetzige Südpreußen, gegen dieses Land? gerade das, was die vorige Macht Preußens gegen Oesterreich war, ungefähr ein Drittheil, oder noch weniger, nach dem innern Werthe. Man sieht also wohl ein, daß es wirklich noch ein Problem ist, ob jemand im Ernste an die Eroberung von Lothringen und Elsaß denke, wenn auch an der Möglichkeit nicht gezweifelt wird.

Der Austausch Baierns gegen Belgien ist zwar nicht denselben Schwierigkeiten unterworfen: aber er hat seine eigenen. Denn fürs erste werden die Prinzen vom Hause Baiern nicht sonderlich große Lust dazu haben, wenn er ihnen auch die königliche Krone verschaffen sollte: gesezt aber sie willigten gerne ein, oder müßten sich ihn gefallen lassen, so werden fürs zweite eines Theils die Niederländer den alten Tanz erneuern, indem es der joyeuse entrée zu wider läuft, Belgien an jemand anders, als an einen Prinzen vom regierenden Hause abzutreten: andern theils wird diese Operation der Baierischen Nation nicht behagen, wiewohl sie im Grunde vielleicht nichts dabei verlöre. Zum dritten wird Preußen selbst es sich

nicht sehr angelegen seyn lassen, diesen Tausch zur Vollziehung bringen zu helfen, indem es immer mehr Vortheil dabei hat, daß er unvollzogen bleibe. Endlich wird es auch unter andern darauf ankommen, was Frankreich dazu saget, wenn man nicht dieser Nation das Recht abgewinnet, mitzusprechen: denn ich zweifle, ob sie es gerne sehen werde, daß an ihrer Grenze ein neues Königreich entstehe, dessen individuelle Erhaltung mit in das politische System von Europa verflochten werden müßte. Man kann vielmehr versichert seyn, daß die Franzosen keine Art von Veränderung, die mit den Belgischen Provinzen gemacht werden könnte, geschehen lassen, wenn sie nicht dadurch selbst zu deren Besitz gelangen. Dieses würde auf einer andern Seite manche Schwierigkeit entfernen, die sich andern Ausgleichungen in den Weg leget: aber können Holland und England es geschehen lassen? Da nun eine Veränderung in der politischen Lage der westlichen Staaten dieses Welttheils so vielen Schwierigkeiten ausgesetzet ist, so können diejenigen, denen daran gelegen ist, oder welche blos aus einem unwiderstehlichen Hange zu Neuerungen wünschen, daß sie geschehe, wahrscheinlich noch eine gute Weile darauf warten, wofern nicht etwa der

gänzliche Umsturz Frankreichs sie ausführbarer machet. Dieses politische Phänomen würde das Ende unseres Jahrhunderts um so merkwürdiger machen, als zugleich in Nordosten von Europa ein anderer Staat aus der Liste der Reiche verschwindet: lauter Symptomen konvulsivischer Bewegungen, die diesen ganzen Welttheil bedrohen. Da auf einer Seite die Politik bei dem mächtigsten Volke von Europa nichts mehr vermag, und auch mit Gewalt wenig dagegen ausgerichtet zu werden scheint, auf der andern Seite aber eine mindermächtige Nation ein Opfer dieser Politik werden soll, während ein großer Theil von Europa es sich zur Angelegenheit machen muß, sie zu retten, so ist zu befürchten daß unser Welttheil in einen allgemeinen Krieg verwikkelt werde, wenn nicht bald die Sonne des Friedens aufgeht, und dieses Chaos läutert. Da das Haus Preußen überzeugende Beweise gegeben hat, daß es an keine Vergrößerung auf deutscher Seite denke, so muß ihm jeder Deutsche, der seines Vaterlandes Glanz und Würde in der Macht seiner Beherrscher liebet, zu dieser Erwerbung Glük wünschen. Selbst den Pohlen muß er Glück wünschen, welche aus dem anarchischen Getümmel, wovon ihr Vaterland immer=

während der Schauplatz ist, unter eine wohlgeordnete Regierung, und unter den Schutz eines mächtigen Monarchen gekommen sind. In dieser Rüksicht muß auch jeder gutdenkende Mensch wünschen, daß es dabei bleiben, daß die Pohlen es selbst einsehen, und kein eifersüchtiger Nachbar es hindern möge. Allein bisher ist an einem und dem andern sehr zu zweifeln. Daß eine Nation in der Selbstständigkeit, in einem eignen Namen und in einer unabhängigen Regierungsform, oder wie man sagen mag, in der politischen Freiheit ihr Glük zu finden glaube, geschieht vielleicht nur aus einem Vorurtheil, das den Nationalstolz zum Vater hat — und gewiß ist es ein Vorurtheil, wenn diese Nation eine schlechte Verfassung hat, und wenn ihre Selbstständigkeit so prekär ist, wie es jene der Polen schon lange war und noch ist. Dem ungeachtet aber lehret die Erfahrung alter und neuer Zeiten, daß es äusserst schwer hält, die Menschen davon zurükzuführen, wenn sie nicht bis zu Gleichgültigkeit des Esels in der Fabel gesunken sind, der, als ihm sein Herr zusprach, zu laufen, um dem Feinde zu entgehen, mit der Kaltblütigkeit eines Esels antwortete: Glaubst du, der Sieger werde mir zwei Traghölzer auflegen?

An binas mihi
Clitelas impositurum victorem putas?

Die Pohlen waren noch nicht aufgeklärt genug um den Hetzungen des Adels, der bei dieser Veränderung am meisten zu verlieren glaubt, mit den unwiderleglichen Gründen ihres verbesserten Zustandes lange Widerstand zu leisten, zumal ehe sie Zeit gehabt haben, sich selbst davon zu überzeugen. Dazu kam noch, daß sie gerade zur Zeit, als man ihr Vaterland zum zweitenmale verstümmelte, und zwar, um diese Verstümmelung zu verhindern, sich eine festere Staatsverfassung gegeben hatten, daß man ihnen bei der Operation zugleich diese Verfassung auch für diejenigen Länder entriß, die noch Pohlen hießen, und daß endlich Rußland nicht lange darnach diese Länder beinahe ganz zur russischen Provinz umschafte. Alles dieses zusammen genommen sezte es ausser Zweifel, daß es dieser Nation nicht am Willen fehlen würde, ihre Lage zu verändern, und die Russische Kaiserin, welcher dieser fromme Wunsch kein Geheimniß war, suchte dessen Erfüllung dadurch unmöglich zu machen, daß sie ein stehendes Heer in Pohlen unterhielt. Allein da die Gewalt selten das Mittel ist, mit entschlossenen Leuten fertig zu wer-

den, so brachte diese Maasregel gerade die entgegengesezte Wirkung hervor, und zwar desto eher, da die Russische Armee, wie die Nachrichten lauteten, in jeder Rüksicht den Meister nach ihrer Manier spielen wollte. Die Pohlen sind nun in vollem Aufstande begriffen, haben bisher (Mitte Juny 1794) den Russen ansehnliche Vortheile abgewonnen, und selbst mit den Preussen sich schon in blutige Händel eingelassen. Sie sind, wie es scheint, ungeachtet einiger Balgereyen, die sie mit den Preußen haben, der Meinung, daß es dem Könige von Preußen nicht recht Ernst seyn könne, ihnen wehe zu thun, wenigstens seit dem Vereinigungstraktat Pohlens mit Rußland; denn es ist offenbar, daß dadurch die Scheidewand zwischen beiden Reichen verschwindet, und Rußlands unmittelbare Nachbarschaft kann dem Könige unmöglich angenehm seyn. Wenn man daher eine Vermuthung wagen darf, so ist es, daß die Pohlen es dahin bringen werden, bei dem, was noch Pohlen heißt, in gänzlicher politischer Freiheit zu bleiben, und in Gottes Namen die Konstitution, die ihnen ihr eigener König gegeben hat, aufrecht zu erhalten. Wenigstens wäre dieses das kürzeste Mittel, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und Europa vor fernern

Verheerungen zu bewahren. Ich sehe freilich wohl ein, daß es schwer halten wird, es dahin zu bringen, und zwar nicht, weil ich diese Konstitution für jakobinisch halte, sondern weil die Nachbarn Pohlens zu mächtig sind, um so leichter Dingen von ihrem Vorsatze abzuweichen; allein die Frage ist nur, ob man durch gewaltsame Mittel nicht das Uebel ärger machen werde. Dieses würde unfehlbar geschehen, wenn wirklich die Franzosen mit unter der Decke lägen, und man nicht zuvor mit ihnen fertig würde. Es giebt der Revolutionen gar zu viele nach einander, um nicht Bedenken zu erregen: in Holland, in Brabant, in Frankreich, in Lüttich, in Pohlen, und neuerdings in Sardinien. Wenn hier nicht mit Klugheit und Mäsigung zu Werke gegangen wird, so läuft ganz Europa Gefahr in dieses Unglük zu gerathen. Trauet nur denen nicht, die zur Strenge und Unnachgiebigkeit rathen, sie sind unserer Ruhe eben so gefährlich, als die Jansenisten dem Christenthume. Die Pohlen haben zwar keine Festungen, wie die Franzosen, sie sind weder so mächtig an Mannschaft, noch so re:*) wie diese, allein sie haben Moräste, Wälder und Gebürge, mehr als Frankreich, beinahe der ganze Adel, der in Frankreich ausgewandert

ist, steht in Pohlen an der Spitze der Revoluzion, ihre wenigen Kräfte sind durch die Begewaltigung eines Generalissimus mehr konzentrirt, und was noch mehr ist, sie haben Alliirte. Daß die Gesinnung des Königs von Preußen in Ansehung dessen, was in Pohlen vorgeht, wenigstens problematisch sey, habe ich so eben, wie mir dünket, ziemlich wahrscheinlich gemacht. Das Haus Oesterreich befindet sich in demselben Falle und wünschet doch gewiß auch, Rußland möchte es mit seiner Nachbarschaft verschonen Diese zwo Mächte könnten sich freilich vor der Hand nicht öffentlich für Pohlen erklären, aber kömmt Zeit, kömmt Rath. Die Türken hingegen haben keine andere Wahl, als die nächste beste Gelegenheit zu ergreifen, um dem Russischen Reiche Abbruch zu thun: Denn es ist für sie so wenig als für die ganze Welt zweifelhaft, daß diese Macht sich Luft machen, und sich näher in Europa herausdrängen will, nicht sowohl um mächtiger zu werden, als um sich ein Ansehen und einen Einfluß zu verschaffen, der seiner Macht angemessen ist. Dieses kann aber nur auf Kosten der Türken, oder der nordischen Mächte, oder Pohlens geschehen; vielleicht schonet man die einen nicht, wenn man einmal mit den andern fer-

tig ist. Schweden und Dännemak müssen dahero immer auf ihrer Hut seyn, und keine Gelegenheit versäumen um diesen alles überschreitenden Riesen in seinen Grenzen zu halten, und eine Nation nicht sinken zu lassen, die mit ihnen einerlei Interesse hat. Das Kabinet von Koppenhagen wird nicht zum zweitenmale den Staatsfehler begehen, daß es sich mit Rußland gegen Schweden verbündet. Wenn die übrigen Mächte von Europa kein so nahes Interesse an der Erhaltung Pohlens haben, so ist wenigstens keine unter ihnen, welche dessen Untergang gleichgültig ansehen könnte. Dieses wußte die staatskluge Katharina wohl, und darum war es ihr gewiß angenehm, sie alle in den Krieg mit Frankreich verwickelt zu sehen. Es gelang ihr mit allen, nur die Türken, Schweden und Dänen ließen sich weder durch gute Worte noch durch Drohungen dazu bewegen. Madame Politik, sagte einer meiner Freunde, ist eine alte Frau, sie hört und sieht nimmer. Er hatte nicht ganz Unrecht: aber sie hat sich in Norden verjüngert:

— — — — — Hic illius arma,
Hic currus: — — hoc regnum Dea gentibus esse,
Si qua fata sinant, jam nunc tenditque, favetque.

Diese nordischen Händel scheinen vielleicht nicht jedermann so enge mit der französischen Geschichte unserer Tage verbunden zu seyn, wie mir: die Sache läßt sich auch nicht so gerade zu in den Tag hinein sagen. Ob beide einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, bezweifle ich zwar, wie ich bereits gesaget habe, aber so weit auch immer ihre Ursachen von einander abstehen mögen, so nähern sie sich doch einander in den Folgen. Ich will gar nicht berühren, daß man den Pohlen (ich verstehe den König und die Nation) unmöglich begreiflich machen kann, sich an Europa versündigt zu haben, indem sie nichts anders thaten, als wozu jeder König mit Einverständniß seines Volkes vor Gott und der Welt berechtiget ist, und wirklich berechtiget zu seyn überzeugt seyn muß: nämlich ohne Kränkung eines andern Volkes sich Gesetze zu geben. Diesen Gegenstand will ich andern überlassen, die unter günstigern Umständen schreiben, und sie mögen die Parallele zwischen den Pohlen und den Franzosen ziehen, ich rede von etwas ganz andern. Daß auswärtige Mächte die Franzosen ganz bezwingen werden, wird täglich unwahrscheinlicher: ihr Ende ist also wohl noch nicht so nahe, wiewohl sie auf dem Wege dahin zu seyn scheinen, so wie andere Völker.

Omnes eodem cogimus, omnium
Verſatur urna ſerius ocius
Sors exitura.

Muß man mit ihnen Friede machen, ſo lang ſie noch bei Kräften ſind, ſo wird ſicher der Pohlen gedacht werden. Willigten ſie in die lezte Theilung ein, ſo müßte man glauben, daß ſie gleich anfänglich nichts darwider einzuwenden hatten, und auf ſolche Art fiele die Beſchuldigung des Pohlniſchen Jakobinismus von ſelbſten weg. Es gewänne ſogar das Anſehen, als hätten ſie ihr Jawort zuvor oder darnach zu Gunſten des Königs von Preußen und der Kaiſerin von Rußland gegeben, welches ſich kein vernünftiger Menſch kann in den Sinn kommen laſſen. Widerſetzen ſie ſich der Theilung, und beſtehen darauf, daß alles wieder in den alten Stand komme, ſo iſt zu erwarten, was die Kaiſerinn und der König um des lieben Friedens willen thun werden. Daß jene ſich nicht leicht zu was zwingen laſſe, davon hat ſie dieſem ſelbſt im lezten Türkenkriege einen Beweis gegeben, und doch kann der König ſeine Erwerbung nicht fahren laſſen, ohne daß Rußland daſſelbe thut. Es läßt ſich alſo, ohne prophetiſchen Geiſt, mit großer Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ein Krieg in Norden unvermeid-

lich ist. Ereignet sich dieser, so ist der König von Preußen bei seinen neuen Erwerbungen nichts weniger als gesichert, denn ich wüßte ausser ihm selbst keine einzige Macht in Europa, welcher diese Erwerbung, ich will nicht sagen angenehm sondern nur gleichgültig seyn könnte. Selbst Rußland, das mit ihm dieser Theilung wegen verbunden ist, wird ihn aufopfern, weil er ihm in der Lage, wo es ist, wenig nützen und nur viel schaden kann, wenn er mächtig ist. Diese Macht läßt nun freilich geschehen, daß Danzig unter Preußische Herrschaft komme, weil es ihrer Politik angemessen ist, es jetzo geschehen zu lassen. Allein, da sie gerne die Alleinherrschaft und das Uebergewicht des Handels auf der baltischen See hätte, so kann es ihr unmöglich einerlei seyn, ob die erste Handelsstadt an diesem Meere ein Freihafen, allezeit neutral und wohl gar von ihr abhängend, oder in den Händen eines mächtigen Königs ist, der ihr mit der Zeit die Alleinherrschaft und die Handlungsvortheile streitig machen kann. Schweden und Dännemark versehen sich von Danzig aus mit Getreide, auch diese Reiche können also aus eben der Ursache kein Wohlgefallen an der Veränderung haben, die mit dieser Stadt vorgegangen ist. England

das von jeher seine ganze Macht dazu verwendet, um seinen Handel in keinem Winkel der vier Welttheile beeinträchtigen zu lassen, und Holland, dessen ganze politische Existenz auf dem Handel ganz allein ruhet; würden beide diese Veränderung lieber nicht gesehen haben. Diese vier Seemächte möchten wohl im Grunde einige Vergrösserung Preussens nicht misgünstig ansehen: aber wo ihr eigenes Interesse darunter leiden kann, darf man es ihnen auch nicht verargen, wenn sie andere Grundsätze befolgen. Oesterreich ist ohnehin dabei intereßirt, jede Vergrösserung Preussens zu hindern. Es ist hier nicht allein die Rede von Eroberung einer oder der andern Stadt, die, wenn sie auch der Nachbarn Eifersucht ein Bischen rege macht, doch die Kosten eines Krieges nicht werth ist, sondern eines Theils soll ein Nachbar ganz verschlungen, andern Theils sollen zwei andere Nachbarn einen höchstansehnlichen Zuwachs an Macht bekommen, und dadurch noch mehr Uebergewicht erlangen, als sie bereits schon hatten. Soll Schweden es vergessen haben, daß Rußlands Hauptstadt auf ehemals schwedischem Gebiethe steht, daß es schon das fruchtbare Liefland, Estland, Ingermannland, und einen Theil von Finnland an einem dieser zwei Nachbarn, und

den größten Theil von Pommern an den andern hat überlassen müssen? — daß es, wenn ihre Macht sich mehr vergrößert, es lediglich von ihrer Grosmuth abhängen werde, ob künftig noch ein Königreich Schweden seyn solle oder nicht. Soll dieses Reich seit ein Paar Jahren sich es haben aus dem Sinne kommen lassen, daß eine heimliche Revoluzion in Finnland zu Gunsten Rußlands sich angesponnen hatte, die nur darum nicht zum förmlichen Ausbruche kam, weil die Kriegserklärung des Königs gegen jenes Reich deren Zeitigung unterbrochen hat? Man sagte damals, mit Grund oder Ungrund, daß Preussen den König von Schweden mit Geld unterstützte: wenn es nicht geschehen ist, so sah man doch wenigstens ein, daß eine Ursache dazu vorhanden war. — Was ist nun aus jener Politik geworden? der König von Preußen sah, wie gefährlich es für ihn seyn würde, wenn Oesterreich und Rußland zu große Eingriffe in die Ottomannischen Besitzungen machten: er zwang jenes mit Aufopferung aller Eroberungen Frieden zu machen, und sann diesem eine ähnliche Mäsigung an. Allein nur jenes mußte die Pille verschlingen; dieses kehrte sich nicht daran, und behielt eine kostbare Provinz nebst einer der ersten Festungen für seine Kriegskosten. Wie ganz an-

ders ist jetzo die Karte gemischet? — Nun haben Rußland und Preußen in Ansehung Pohlens dieselbe Allianz, die vor kurzem Oesterreich und Rußland in Ansehung der Türkey hatten. Durch diese widernatürliche Verbindung verlieret Preußen nothwendig die Freundschaft der Ottomannen, der Dänen und der Schweden, ohne dafür die Freundschaft irgend einer Macht zu gewinnen, welcher an seiner Erhaltung eben so viel gelegen wäre, als jenen dreien: wofern es nicht Frankreich ist. Mir scheinet die Pohlnische Geschichte so gefährlich und weitaussehend zu seyn, daß ich glaube, Preußens Monarch gäbe seine Erwerbung wieder zurück, oder hätte gleich anfänglich nichts an sich gezogen, wenn man Rußland hätte bewegen können, dasselbe zu thun. Es kann unterdessen seyn, wiewohl es unglaublich ist, daß ganz Europa einen müßigen Zuschauer bei den Auftritten machet, die in Pohlen vorgehen — daß es ein Reich aus der Liste Europäischer Staaten verschwinden lasse, dem nur eine bessere Verfassung fehlte, um eine große Rolle auf dem Theater unseres Welttheiles zu spielen — es sind der unglaublichen Dinge schon mehrere geschehen. Allein wenn denn Preußen Rußlands unmittelbarer Nachbar bleibt (denn das sind bei-

de, vermöge des letzten Traktates Rußlands mit dem so genannten Pohlen) muß es nicht denken: Heute an mir, morgen an dir! Oder wird es glauben, daß dieser Nachbar sich stets måsigen, und nicht wenigstens sich einer Art von Diktatur anmasen werde? Dieses ist nicht in der Natur: Rußlands Existenz beruhet auf immerwährender Vergrößerung, auf beständigem Kriegführen, wie jene der alten Römer. Es ist der einzige natürlich kriegerische Staat von ganz Europa, weil es Millionen Menschen hat, die ihm nicht nur nichts nützen, sondern so gar seiner innerlichen Ruhe gefährlich werden, so bald es lange Friede hat. Ich meine die Tartarn, Kosacken, Kalmucken und was des Volkes mehr ist, das einen Bestandtheil der Rußischen Monarchie ausmachet. Es ist keine Macht in Europa, die mit eben so wenig Aufwand Krieg führen kann, als Rußland: indem wenigstens diese Art Völker in Feindes Landen sich auf eigene Faust ernähren: und dabei ist keine Macht in Europa, deren Hülfsquellen so unbekannt wären, als Rußlands seine. Aus diesen Ursachen kann man sich die Stärke dieser fürchterlichen Masse erklären. Sie zu erschüttern ist ganz Europa nicht hinlänglich, weil nur Russen in jenem Lande Krieg führen kön=

nen — kurz! Rußland ist das einzige Reich von Europa, von dem man mit Grunde sagen kann, was Ovid von der Erde saget:

- - - Mole sua stat.

Welche Aussicht bleibt da den schwächern Nachbarn übrig, besonders wenn sie sich einander Anlaß zur Eifersucht geben, und sich selbst entzweien? Das Haus Preußen kann sich nebst dem nicht bergen, daß es wegen eines gewissen Vorurtheiles, dem auch Könige unterworfen sind, mehr als jeder andere der Gegenstand dieser Eifersucht ist, wie der große Friederich selbst erkannt hat. Nachdem also die Preußische Macht zu einem Grade von Stärke gediehen ist, der ihr eine ehrenvolle Selbstständigkeit sichert; ist die erste Tugend eines Preußischen Monarchen die Mäßigung — und seine erste politische Maxime, keinen Nachbar mächtiger werden zu lassen, als er ist. Auf entgegengesetzten Wegen arbeitet er wahrscheinlicher Weise am Untergange seines Reiches. Darf demnach Preußen sich nicht schmeicheln, Rußland in Schranken erhalten zu können, darf es nicht hoffen, in dauerhafter Freundschaft mit diesem Reiche zu leben; so dünket mir, seine Politik erfordere, daß es eine Scheidewand zwischen sich und Rußland mache, die nicht so leicht

zu überwältigen ist, und mit ihm einerley Interesse hat. Ich möchte nun Herrn Fox hierüber sprechen hören, der durch seine Beredsamkeit es verhinderte, daß nicht England, nach dem Wunsche der Nation, an Pohlens Schicksal Antheil nahm. Daß dieses Reich von neuem würde getheilet werden, hat er wohl damals selbst nicht geglaubt: denn ich könnte mir nicht vorstellen, wie er unter dieser Voraussetzung hätte behaupten können, daß das Schicksal Pohlens dem übrigen Europa gleichgültig sey. Die größten Staatsmänner können sich irren, so bald der Wagen der Politik aus dem gewöhnlichen Gleise fährt. Anstatt eine Nation zu unterstützen, zu deren Erhaltung das Volk von Grosbritannien aus eigenem Antriebe schon ansehnliche Summen Geldes in Bereitschaft hatte, verschwendet nun England seine Kräfte vielleicht umsonst, um die französische Nation zu schwächen, die an der Erhaltung Pohlens einerley Interesse mit ihm hat, und erschöpfet sich dermaßen, daß es bei der nächsten Gelegenheit ein unthätiger Zuschauer irgend eines politischen Ereignißes auf dem festen Lande seyn wird. Es sind noch vier Mächte in Europa, die unterdessen ihre Kräfte schonen, um den Kriegstanz zu erneuern, wenn die andern müde

seyn werden: Die fünfte, welcher man dieses Prädikat zu geben nicht gewohnt ist, beginnet schon wirklich ein Zwischenspiel. Wenn dieser sich über die Grenzen Pohlens ausbreitet, wie es wenigstens wahrscheinlich ist; so muß der König mit dem größten Ernste Theil daran nehmen, weil Pohlens Theilung die einzige Veranlassung dazu ist. Bei einem ungünstigen Zufalle wüßte ich dann ausser Frankreich niemanden, der dem Hause Preußen unter diesen Umständen wenigstens den Dienst erweisen könnte, zu hindern, daß nicht ein anderer Nachbar von der Gelegenheit profitirte. Wenn demnach nicht die Aufmerksamkeit von ganz Europa gegen Frankreich — wenn nicht alle Kräfte dieses Welttheiles dahin gewendet werden, um dieses Reich entweder ganz zu zernichten, oder in seine vorige, minder gefährliche Verfassung einzusetzen; was ist daran Schuld? — ganz allein die Neuerung der Pohlen in ihrer Verfassung, die Schritte, welche ihre drei Nachbarn machten, um sie daran zu hindern. Die Unruhen, die man daher befürchtete, das Mistrauen der Ottomannen, der Dänen, der Schweden und selbst der Preußen in Ansehung Rußlands, das anstatt gegen Frankreich zu ziehen, sich anderswo Geschäfte machte, und deren am Ende,

aller Wahrscheinlichkeit nach, genug bekommen wird.

Haud tanto cessabit cardine rerum.

- - vereor, quo se junonia vertant

Arma.

Ist das Glück diesem Reiche noch lange Zeit so günstig, als seit hundert Jahren; so muß Rousseau's Prophezeyhung endlich wohl eintreffen, daß die Tartarn ganz Europa bezwingen werden. Ein Kosacke, sagt Mercier in seiner Schilderung von Paris, wird mit einem einzigen Hammerstreiche die Bildsäule Voltaire's zerschmettern, an welchen Pigal dreißig Jahre gearbeitet hat. Frankreich oder Rußland — ich will sagen, Republiken oder eine Universalmonarchie, sind die zwei lezten Dinge unseres Welttheiles, und wenn man länger fortfährt, seine Kräfte zu erschöpfen; so kann sichs nicht fehlen, daß man desto früher an der Auszehrung stirbt.

Da man voraussetzen mußte, daß das Kabinet von Berlin diese kritische Lage und Mischung der politischen Verhältniße sah; so konnte man weiter auf nichts mit Gewißheit zählen, als daß der König von Preußen einige Eroberungen gegen Frankreich in so fern gerne sehen würde, als

sie den Weg zum Frieden bahnen könnten — keineswegs aber, um dieser Macht großen Abbruch zu thun. Da dieses die Politik der übrigen kriegführenden Mächte, besonders Englands und Oesterreichs nicht ist; so gewann es eben darum mit diesen Eroberungen ein misliches Aussehen, und man fieng aus mehr als einerley Ursache an, daran zu zweifeln. Man glaubte, und vielleicht nicht ohne Grund, daß die Franzosen sich durch gütliche Wege leichter als mit Gewalt von ihrem Systeme würden zurückbringen und bewegen lassen, eine Art von monarchischer Regierungsform wiederum anzunehmen, bei welcher der König von Preußen, als ihr natürlicher Alliirter auf dem festen Lande, seine Rechnung besser fände, als bei einem Regiment demokratischer Volksrepräsentanten, die ihre Grundsätze alle Tage ändern. Es war daher erlaubt, zu wünschen und zu hoffen, daß dieser Monarch, der unter allen gekrönten Häuptern bei den Franzosen im größten Ansehen steht, durch Mäsigung seiner Kräfte sich den Weg zur Mittlersstelle bahnen, und seine Macht nicht sonderlich anstrengen würde. Zudem hat man die Beobachtung machen wollen, daß die Oesterreichischen und Preußischen Heere nicht mit einander harmonirten, und daß

jedes ins besondere mehr leisten würde, als beide zusammen. Dieserwegen hat man zur Eröffnung des zweiten Feldzuges öffentlich behauptte; daß sie würden getrennet werden, und nur nach einem gemeinschaftlichen Plane agiren. Allein es ist nicht geschehen: allenthalben, bei Maynz, in der Gegend von Landau und in den Niederlanden wurden beide Armeen mit einander vermischet, ungeachtet zur Antipathie des gemeinen Mannes noch das Misverständniß zwischen den Generalen gekommen seyn soll, die sich niemalen entweder nicht recht trauten, oder nicht untergeordnet seyn wollten, oder beides zugleich. Das Condeische Korps war zwar bei den Oesterreichern in ziemlichem Ansehen, weil ihm der Graf Wurmser ganz besonders gewogen war; aber bei den Preußen desto weniger. Diesen Unterschied der Gesinnungen konnte man sich nicht anders erklären, als aus der Verschiedenheit der Gesichtspunkte, aus welchen dieser Krieg auf einer und der andern Seite betrachtet wurde.

Mulciber in Troiam, pro Troja ſtabat Apollo:
Aequa Venus Teucris, Pallas iniqua fuit.

Auch wollte der Erfolg den sehnlichen Wünschen der deutschen Nation lange nicht entsprechen: denn zwei Monate waren seit der Uebergabe von

Maynz verstrichen, ohne daß man so zu sagen einen Schritt vorwärts gethan hätte. Nicht einmal Landau hatte man ganz berennen und einschließen können, da die Franzosen zwischen dieser Stadt und den Linien ein sehr beträchtliches und vortrefflich befestigtes Lager hatten. Unterdessen war man nichts weniger als unthätig geblieben: fast täglich ereigneten sich hartnäckige und blutige Gefechte, welche den Deutschen, ungeachtet sie am öftersten Sieger waren, manches tausend tapferer Männer kosteten. Wenn der Soldat lange an einem Platze steht, sich beständig mit dem Feinde schlägt, oft sieget, und doch nicht voran kann; so kömmt ihm natürlicher weise der Gedanke: daß das Ende seiner Siege sein eigener Tod seyn werde. Es waren der Schwierigkeiten gar zu viele zu überwinden. Fürs erste erfordert es allezeit viel, ein tapferes Volk in seinem eigenen Lande anzugreifen, besonders bei einem so ungewöhnlichen Kriege, wie dieser ist, wo die erhitzte Einbildungskraft dem angegriffenen Theile noch mehr Muth giebt. Setzet man noch hinzu, daß nebst diesem die Deutschen bei jedem Schritte, wozu sie sich mit dem Schwerde Platz gemacht hatten, immer neue von Natur und Kunst angelegte Hinderniße fanden —

eine der ersten Festungen, die mit allem überflüßig versehen war, Wälder, Berge, Wässer verschanzte Läger, die berühmten Weissenburger Linien, eine zahlreiche, im Nothfalle von einem ganzen Volke unterstützte Armee; so wird man eingestehen, daß eine ausserordentliche Beharrlichkeit und Standhaftigkeit vonnöthen war, um diese Unternehmung durchzusetzen, und nicht den Muth in eben dem Mase sinken zu lassen, in welchem er bei den Franzosen steigen mußte. Besonders ist dies bei denjenigen zu bewundern, welche die Folgen des ersten Feldzuges gefühlet, viele Tausende ihrer Waffenbrüder in dem Kreidenschlamme von Champagne versinken, oder auf ihrem Rückzuge die Krähen auf den Leichen ihrer Kameraden hatten sitzen gesehen. Ein Offizier, sonst ein wackerer Mann, der mir die Geschichte dieses Feldzuges erzählte, brach, als er an diese Stelle kam, plötzlich in ein so heftiges Schluchsen und Weinen aus, daß er kein vernehmlich Wort mehr sprechen konnte, und ich von Mitleid gerührt, mit ihm weinte. Solche Thränen ehren auch den tapfersten Krieger, und wir verehren sie an den Helden des Alterthumes.

Sunt casus hominum, & mentem mortalia tangunt.

Wären sie auf dem Schlachtfelde geblieben, sagte er nach einer langen Pause; so starben sie auf dem Felde der Ehren und in ihrem Berufe: aber vor Noth und Elend! Mancher, wie mir diese braven Männer selbst erzählten, wäre des Lebens satt liegen geblieben, wenn nicht der Gedanke: Du hast ein liebes Weib, liebe Kinder zu Hause, den Wunsch zu leben von neuem in ihm erwecket, und ihm Kräfte gegeben hätte, sich aus dem Moraste aufzuraffen, und der Armee zu folgen. Man nehme nun dieses alles zusammen — die politischen Verhältniße des Königreichs Preussen bei den jetzigen Umständen; eine Armee beweibter Soldaten, deren mancher ein ansehnliches häusliches Vermögen besitzet, und die fern von ihrem Vaterlande ihr Leben oder ihre Gesundheit für eine Sache aufopferten, wovon sie den Vortheil in Bezug auf sich selbst nicht einsehen konnten; einen höchst unglücklichen Feldzug, der bereits überstanden war, und einen andern, der nach sechs Monaten von Mühseligkeiten wenig erspriesliches versprach — so wird man nicht wissen, was man mehr bewundern soll, ob die Disciplin und dem guten Willen der Preus-

sischen Armee, oder die Standhaftigkeit des Königs, um der guten Sache einen guten Ausgang zu erkämpfen.

Meines Theils habe ich nichts anders erwartet, als daß dieser Monarch nach der Uebergabe von Mäynz, für sich Friede machen, aus höchster Gnade und angebohrner Zuneigung für seine Reichsmitstände, dem Reiche die Neutralität stipuliren, und die übrigen kriegführenden Mächte einsweilen ihrem Schicksale überlassen würde, bis es ihm gelänge, durch seine Vermittelung unserm ganzen Welttheile den Frieden zu verschaffen. Der Zweck, welchen er sich zu Anfang des Krieges vorgestecket hatte, war nun einmal verfehlet: er hatte sich vorgenommen, den König von Frankreich zu retten, und seinem Hause dadurch einen unentbehrlichen und sichern Alliirten zu erhalten. Dieser gute König war aber jetzo verloren, und vielleicht darum verloren, weil man ihn hatte retten wollen. Es brauchte nicht sonderlich viel Einsicht, um sich zu überzeugen, daß nach einem solchen Ereigniße es ungleich schwerer halten würde, als zuvor, den Franzosen wider Willen einen andern aufzudringen. Der Krieg schien also keinen an-

dern Zweck mehr zu haben, als nach einigen Eroberungen von festen Plätzen, oder einer gewonnenen Hauptschlacht sich mit Ehren aus der Sache ziehen zu können, und dieser Zweck war durch die Uebergabe von Maynz an den König, und durch den Rückzug der Franzosen aus Deutschland erreichet. Den Franzosen war es nimmer darum zu thun, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren: sie hatten eingesehen, daß die Verbreitung ihrer Grundsätze in andern Ländern, wohin sie nicht mit ihren Waffen reichen konnten, mehr Hindernisse finde, als sie geglaubt hatten: sie würden also zufrieden gewesen seyn, sie für sich zu behalten, und würden dem Könige die Mittel zum Frieden oder zur Neutralität nach Verlangen erleichtert haben.

So urtheilten damals viele, und niemand war geneigter, diese Urtheile richtig zu finden, als diejenigen, welche die Waffen trugen. Andere, die einer entgegengesetzten Meinung waren, weil sie es für unmöglich hielten, die Franzosen ungezüchtigt bei ihrem Wesen zu lassen, geriethen doch immer in Verlegenheit, wenn man fragte, welche Versicherung sie hätten, daß die Sache am Ende anders ausgehen würde. Es ist

ganz natürlich, daß der ruhige Zeitungsleser andere Gesinnungen hatte oder haben konnte, als derjenige, der seine Knochen zu Markte tragen mußte, wenn es weiter um nichts zu thun war, als Meinungen zu bekämpfen, oder vergangene Verbrechen zu strafen. Wir müssen der verwünschten Patrioten halber unser Leben aufopfern, hieß es — und in seinem gerechten Eifer sah der Deutsche Krieger nichts als Patriotenzeug in einem Lande, wo die Franzosen viele heimliche und öffentliche Anhänger hatten. Wo nur das geringste fehlte, mußte der Patriotismus daran Schuld seyn: auch wo nichts fehlte, ward er öfters zum Vorwurfe gemacht, und dieser Vorwurf mit allem begleitet, was dem Soldaten in den Sinn kam. Ich kann aus der Erfahrung reden, bin doch gewiß mit dieser Seuche nicht angestecket: allein wer konnte mir's am Gesichte ansehen? Der Soldat war der am meisten leidende Theil, und in dieser Rücksicht mußte man ihm vieles zu Gute halten: selbst beim Offizier war es Klugheit, durch die Finger zu sehen, wenn der Eifer nicht zu weit gieng. Es fehlte auch nicht an Gesindel, das, weil es selber nichts zu geben oder zu verlieren hatte, sich freuete, andern ein böses Spiel zu machen — und zwar nicht aus

guten

guten Beweggründen, denn eben unterm Gesindel haben die Franzosen nicht nur die meisten Anhänger, sondern aus Schadenfreude. Dieses machte eine widrige Wirkung auf Leute, die den Eindrücken des augenblicklichen Interesses zu sehr unterworfen sind, besonders da man den Franzosen damals noch nicht vorwerfen konnte, daß sie jemanden etwas zu Leide gethan hätten: im Gegentheile hatten sie, nebst dem, daß sie alles bezahlten und sogar oft ihre Wirthe ernährten, jedermann mit der ihnen eigenen Höflichkeit behandelt. Von Schlägen zumal hört man den Franzosen sehr selten sprechen, gleichwie er keine annimmt, so giebt er auch keine aus, er drohet eher mit dem Säbel als mit dem Stocke. Unter solchen Umständen und bei der entsetzlichen Ungewißheit, in welcher man in Ansehung des Kriegsglückes schwebte, ist sich nicht zu verwundern, daß die Gallomanen schon beinahe öffentlich frohlokten, und die Gutgesinnten kleinmüthig wurden: jenen lachte die Hofnung einer süßen Rache entgegen; diese schreckte der Gedanke einer doppelten Verfolgung, von Seite ihrer Landsleute und der Franzosen. Wer bis dahin sich stille gehalten, und den Ausgang der Sache hatte abwarten wollen, der fieng an sich

allmählig auf diejenige Seite zu neigen, wohin das Glück sich zu neigen schien. Die Gefahr vor einem zweiten Besuche der Franzosen wuchs alle Tage, indem die herannahende späte Jahreszeit dem Feldzuge um so mehr ein baldiges Ende zu machen drohte, als die ausserordentliche Trockne, die den Sommer hindurch geherrschet hatte, einen regnerischen Herbst befürchten ließ, der die Armee mit Krankheiten aller Art überschwemmen würde. Unsere Hoffnungen erloschen beinahe gänzlich, da von der Oesterreichischen Armee her die bedenklichste Beschreibung der Weißenburger Linien kam, die man als eine Festung schilderte, welche nur durch eine regelmäßige Belagerung könnte bezwungen werden: man sah diese Beschreibung für eine Entschuldigung des mislungenen Feldzuges an. Gegen alle Erwartung erscholl auf einmal die frohe Post: die Linien sind erstiegen! Diese ruhmvolle That hat der kommandirende Oesterreichische General Graf Wurmser dadurch vollführet, daß der Prinz von Waldeck, eben der, welcher bei Diedenhofen einen Arm verloren hatte, mit einem Korps von etwa zwölf tausend Mann drei Meilen aufwärts über den Rhein sezte, den Franzosen in den Rücken kam, und Graf Wurmser sie von vornen auf al-

len Punkten angriff, während die Preußen ihren linken Flügel in der Flanke bedrohten. Hätten die Preußen zeitig genug da seyn können, um dieses Manöver mit Macht zu unterstützen, so würde der Verlust der Franzosen weit größer gewesen seyn. Wenn Tapferkeit und Kriegskunst allein diese große That vollführet haben, so machet sie den österreichischen Heerführern und der ganzen Armee unsterblichen Ruhm; allein die Franzosen haben nachhero einigen ihrer Generäle die Köpfe abschlagen lassen, ob, weil diese wirklich sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen, oder weil man jenen diesen Ruhm beneidete, und die Welt irre führen wollte, das muß die Zeit lehren.

Nichts kann für einen unbefangenen Beobachter unterhaltender seyn, als in diesem Kriege die verschiedenen Wirkungen zu bemerken, die dergleichen Ereignisse auf Leute von entgegengesezter Denkungsart machen. Für diejenigen, die den Franzosen geneigt waren, war diese Nachricht im ersten Augenblicke ein Donnerschlag. Es kam sie hart an, daran zu glauben, und doch durften sie es schier nicht sagen, daß sie daran zweifelteu, sie konnten sich nicht darüber

freuen und durften nicht betrübt seyn, sie bedurften Zeit zur Erholung, um sich den Umständen gemäs zu gebärden. Gleich anfänglich fanden sie darinn einen Trost, daß durch das weitere Vordringen der Deutschen die Besorgniß der Winterquartiere sich verminderte, und diesen hatten sie mit ihren Gegnern gemein, welche den Deutschen unter andern auch darum viel Glück wünschten, damit sie weit weg gehen könnten. Nun war ein Punkt erfunden, an welchem sich beide berühren konnten, und es war Hoffnung daß sie sich immer mehr nähern würden, indem die einen sich auf die Erfüllung ihrer Wünsche freuten; die andern das Schicksal walten ließen. Daß es nun mit Nachdruk vorwärts gehen würde, daran zweifelte beinahe niemand, weil man es für ausgemacht ansah, daß die Franzosen es im freien Felde nicht mit den Deutschen aufnehmen dürften. Landau, Bitsch und Fortlouis waren die drei Plätze auf deren Fall man mit Begierde wartete. Die kaiserlichen Truppen nahmen auch diese leztere Festung bald weg, allein den Preussen mislang die vorgehabte Ueberrumpelung von Bitsch, und sie wurden mit ansehnlichem Verlust aus jener Gegend zurükgedrängt. Die Franzosen folgten ihnen bis Pirmasens, wo ihnen

aber eine tüchtige Schlappe angehängt, viel Volk getödtet, fünfzehen hundert gefangen gemacht und gegen zwanzig Kanonen abgenommen wurden. Allein dergleichen Vortheile waren bei der zuweit vorgerükten Jahreszeit, besonders in jenen rauhen, von Zufuhr und Lebensmitteln entblößten Gegenden von keiner Entscheidung. Die Preußische Armee hatte keinen Fluß, der ihr die Zufuhr erleichterte, und stand in einem von Natur armen, und durch den Krieg erschöpften Lande, wo es, welche Vortheile man auch immer den Franzosen noch abgewonnen hätte, unmöglich gewesen wäre Winterquartiere zu halten, man hätte denn erst Saarlouis erobern müssen, woran nicht zu denken war, indem die Französische Armee von der Mosel sich mit ganzer Macht gegen die Preußen wendete. Graf Wurmser war nach Eroberung der Linien bis nahe an Straßburg vorgedrungen, und man hat daraus geschlossen, daß er auf die Uebergabe dieser Festung durch Einverständniß gerechnet hatte. Französische Offiziere, die ich seitdem gesprochen habe, versicherten mich, daß etwas an der Sache gewesen, und Graf Wurmser nur um einige Stunden zu spät gekommen sey, indem ein Brief aufgefangen, dadurch die ganze Sache entdecket, und

nun Maasregeln zu seinem Empfang getroffen worden wären. In Straßburg wurden viele Personen auf der Stelle in Verhaft genommen, und einige von ihnen geköpfet. Die Polizei war dermaßen streng und behutsam, daß kein Mensch ohne Billet vom Polizeiamte in die Komedie gehen durfte. Ein Offizier zeigte mir wirklich das Billet, welches er bei eben dieser Gelegenheit für seine Person empfangen hatte. Unterdessen giengen die Oesterreicher nicht weiter zurük als nach Hagenau. Landau war durch ein Korps Preussen beständig blokirt, auch wurde schweres Geschütz herbeigeführt und die Festung bombardirt. Allein man hielt damit nur etwa drei Tage an und entfernte sodann das schwere Geschütz wiederum. Aus welcher Ursache dieses eigentlich geschehen sey, ist mir unbekannt. Die eben damals eingefallene regnerische Witterung mochte wohl eine nachdrükliche Unternehmung gegen diesen Platz unausführbar machen; vielleicht wollte man auch die Stadt nicht zerstören, um sie gegen die Franzosen leichter behaupten zu können. Auf Uebergabe zählte man damals unfehlbar noch, wiewohl die Sachen von Tag zu Tag in eine mislichere Lage zu gerathen anfiengen. Daß die Preußen ihre Stellung an der Bließ und Saar

in die Långe nicht håtten behaupten können, habe ich eben gezeigt; es war also ihr Rükzug unvermeidlich. Sie unternahmen ihn weislich bei guter Witterung, auf deren Dauer man sich nicht verlassen konnte, und führten ihn unter beständigen Gefechten mit der Moselarmee aus, die ihnen bis Kaiserslautern nachfolgte, und sie da in den lezten drei Tagen des Novembers in ihrem verschanzten Lager mit unbeschreiblicher Wuth und Hartnåkigkeit angriff. Der Herzog von Braunschweig, der hier kommandirte, schlug zwar alle die rasende Stürme glüklich ab, und rettete damals die Gegend am Rhein noch vor dem Ueberfalle der Feinde, allein die Franzosen gaben darum ihr Vorhaben Landau zu entsetzen nicht auf, sondern suchten nach ihrem Rükzuge, auf welchem man sie nicht verfolgen konnte, es auf einem andern Wege auszuführen, indem sie ihre Hauptstårke nun gegen das Anweiler Thal unmittelbar auf Landau richteten. Man sagt, der Sache wåre noch zu helfen gewesen, wenn die Oesterreicher ihre entfernte Stellung bei Hagenau verlassen, sich gegen Weissenburg zurükgezogen, und enger an die Preußen angeschlossen håtten, allein dazu wåre Graf Wurmser nicht zu bewegen gewesen. Daß dieser Feldherr gerne

das Aeusserste gewaget hätte, um sich da zu behaupten, würde seinem Herzen Ehre machen, denn die Deutschen waren mit vollem Jubel in Hagenau aufgenommen worden, und es stand folglich dieser unglüklichen Stadt eine empfindliche Rache von den Franzosen bevor. Allein ich kann fürs erste diese Sage nicht verbürgen, und zweitens müssen leider im Kriege dergleichen Nebenabsichten, so edel sie auch seyn mögen, der Hauptabsicht nachstehen. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote aufzubewahren, die ich in einer französischen Tagzeitung von einem viel spätern Datum gelesen habe. „Als nach Eroberung der Weißenburger Linien, hieß es, Graf Wurmser an der Spitze seiner Armee sich der Stadt Hagenau näherte, giengen die Frauenzimmer von dieser Stadt, etwa sechzig an der Zahl, ihm in weißen Kleidern entgegen, um seinen Einzug durch ihre Begleitung zu verschönern. Es hätte sich aber eine Truppe berittener französischer Jäger in einem Gebüsche unfern der Stadt verstecket gehalten, und als sie diese Vorbereitung zum Triumphe des Oesterreichischen Generals gesehen haben, sind sie spornstreichs auf die Frauenzimmer zugeritten, und haben sie alle in Stücke gehauen.“ Ich zweifle an der Wahr-

heit dieser Erzählung um so mehr, als ich mich nicht erinnere sonst etwas davon gehört oder gelesen zu haben. Allein wenn es eine Lüge ist, welcher Charakterzug! — Es scheint die Franzosen glauben an ihren täglichen Mordgeschichten noch nicht genug zu haben, sondern noch welche erdichten zu müssen. Der Franzose, der mir dieses mittheilte, um mich von den Siegen seiner Nation (es war bei dem zweiten Ueberfalle) zu unterrichten, war ein wenig betroffen, als ich es ihm zurük gab und mit dem Finger auf diese Stelle zeigte. Ist das wohl wahr? fragte ich mit einem wehmüthigen Tone. Er wäre damals in Hünningen gestanden, war seine Antwort, und wüßte nichts davon. In dir, dacht ich, ist doch noch gutes Blut, du wünschest, es möchte nicht wahr seyn, und schämest dich, daß deine Landsleute sich solcher Thaten rühmen, oder sie wohl gar in der Absicht erdichten, um sich ihrer zu rühmen. Die beiden Armeen der Deutschen standen nun von Fortlouis über Hagenau bis Lautern, und so wie die Franzosen sich mit der Moselarmee dem Vereinigungspunkte in der Gegend von Landau näherten, mußte der rechte Flügel der Oesterreicher sich so zu sagen unaufhörlich mit der Französischen Rheinarmee schla-

gen. Jene hatten zwar vortrefliche Verschanzungen, aber diese war an Mannschaft weit überlegen, zog beständig mit frischen Truppen auf, und ermüdete ihre Gegner dergestalt, daß es ihnen endlich unmöglich ward länger auszuhalten. Graf Wurmser mußte sich es endlich gefallen lassen, seinen Rükzug nach Weißenburg anzutreten, wo es, in Vereinigung mit den Preußen, zur Hauptschlacht kommen, und das Schicksal der Festung Landau entschieden werden sollte. Allein aus dieser Hauptschlacht ward nichts; nachdem die Oesterreicher von einem Berge, den sie für unersteiglich gehalten hatten, vertrieben worden waren, nahm die ganze Armee, welche durch immerwährende Gefechte und durch Mangel an manchen Bedürfnissen überaus ermüdet war, den Rükzug über den Rhein, nicht ohne großen Verlust an Mannschft und Geschütz. Landau ward nun entsetzt und die Preußen gezwungen, sich gegen Maynz zurükzuwerfen, um ruhigere Winterquartiere zu suchen, deren sie nach diesem höchst mühsamen Feldzuge so wohl als die Oesterreicher bedürftig waren, wiewohl ihre Armee sich in weit besserem Zustand befand. In der Nacht vom sechsten Jenner machte das Korps des Generals Rüchel, das sich einige Tage in Franken-

thal gehalten hatte, seinen Rükzug durch Worms, wo noch selbigen Tages in aller Frühe der Französische Vortrab einrükte.

Hiemit waren denn alle Früchte der ganzen Jahresarbeit, bis auf den Besiz von Maynz verloren — Landau umsonst bis in die lezten Züge gebracht (es hätte sich nur höchstens noch neun oder zehen Tage halten können) und zum Theil eingeäschert — die Weißenburger Linien, diese fast unübersteiglichen Bollwerke umsonst erstiegen — Fortlouis umsonst erobert — der Vortheil bei Pirmasens umsonst erfochten — die wüthenden Anfälle bei Lautern umsonst mit so vieler Tapferkeit ausgehalten — die Feinde Deutschlands umsonst zehen Monathe lang auf Kosten so vielen Menschenblutes von dessen Grenzen zurükgehalten! Großer Gott! wie tief sind deine Urtheile vor unsern Augen verborgen! Hast du Wohlgefallen an dem Wesen der Franzosen, oder duldest du es nur eine Weile, um die Welt zu züchtigen? Wir sind ein ausgeartetes Geschlecht, das wirklich verdienet gezüchtiget zu werden.

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Da jedes verlohrne Tarokspiel seine Leichenrede hat, so kann man sich vorstellen, wie manche Kanne von Lisabon bis Archangel über diesen Feldzug gegossen worden ist. Wenn nichts als Unglük, unvorhergesehene Zufälle oder dergleichen daran Schuld sind, daß die Hoffnungen des gutgesinnten Theils von Europa, und besonders jene der Deutschen getäuschet wurden, so wird uns dessen vollständige Geschichte nicht lange vorenthalten werden; sollte aber wirklich die Politik Theil daran gehabt haben, so dürften uns wohl die geheimen Ursachen noch eine Weile unbekannt bleiben, da selbst der Preussische Offizier, der seine Bemerkung darüber herausgab, sie nicht geahndet zu haben scheint. Die Misverständnisse der beiderseitigen Heerführer mögen wohl nicht daran Schuld gewesen seyn, noch weniger Unkunde der Sache, und am allerwenigsten Mangel an gutem Willen. Wer dahero dieses Misglük nicht auf Rechnung der Uebermacht der Franzosen und anderer natürlichen Umstände schreiben will, der findet hier ein weites Feld zu politischen Spatziergängen für seinen Geist, auf welchem er sich aber wahrscheinlicher Weise verirren wird, wenn er nicht den Ausgang der Sache abwartet, um aus den Folgen auf die Ursachen

schließen zu können. Ich könnte meinen Lesern hier allerhand Geschichtchen mittheilen, die man sich ins Ohr oder unter vier Augen gesaget hat: allein ich halte sie alle für apokriph und für Erfindungen müßiger Köpfe, welche die Eitelkeit besitzen, sich das Ansehen geben zu wollen, als sähen sie hinter den Vorhang der Kabinete. Unter allen Märchen dieser Art ist wohl jenes von einem geheimen Einverständniße der Preußen mit den Franzosen, wodurch das Publikum sich bethöret hat, das aller abentheuerlichste, weil es moralisch und politisch unmöglich ist. Denn hierzu würde erfordert, daß der König vorerst nicht nur die Suveränetät der französischen Nation, welches sich allenfalls noch wohl hören liesse, sondern auch eine Verfassung anerkennete, welche den Mord des Königs und der Königinn, so wie jenen der Prinzeßinn Elisabeth, Schwester des Königs, zur Folge hatte — daß er sich mit denjenigen in Unterhandlung um ein Bündniß einließe, welche die Hauptstützen dieser Constitution sind. Dieses alles anerkennen, hieße es stillschweigend billigen, und darinn lieget die moralische Unmöglichkeit. Politisch ist ein solches Einverständniß unmöglich, weil, um ein Bündniß zu schließen, beiderseits anerkannte Mächten

vorausgesetzet werden, deren Existenz und Dauer, so wie ihre Authorität, ausser Zweifel sind. Welches Glied des vollziehenden Rathes, des Heilsausschusses, ja selbst des Nationalkonventes, welcher General ist, ich will nicht sagen, nur seines Ansehens, sondern so gar seines Lebens vier und zwanzig Stunden lang sicher, und welchen Bürgen hat man, daß dasjenige, was sie allenfalls in einem solchen Fache in geheim gethan hätten, nicht zur Beschämung des andern Theils zernichtet werden würde, so bald andere an ihre Stellen kämen? Also in geheim konnte kein solches Einverständniß statt haben, und öffentlich ist keines gemacht worden. Dem ungeachtet gab es eine Menge Leute, die unter dieser Fabel eine wahre Geschichte suchten, und es giebt deren noch: wenn die Preußen nicht alle Tage eine Schlacht liefern, sie mag ausgehen wie sie will, so unterbleibt sie in Kraft dieser Uebereinkunft! von gleichem Schrott und Korn ist die Sage, daß Kaiser Franz sich anheischig gemacht habe, dem Könige von Preußen für die Eroberung von Landau die Fürstenthümer Troppau, Teschen und Jägerndorf abzutreten, und daß er in der Folge die Unthunlichkeit eingesehen habe, dieses Versprechen in Erfüllung zu bringen, welches

dann eine Veränderung in dem Operationsplane nach sich gezogen hätte. Denn wenn man auch gegen alle Glaubwürdigkeit annehmen wollte, daß Kaiser Franz, welcher gleich nach seiner Krönung zu Frankfurt in Maynz mit dem Könige von Preußen eine persönliche Zusammenkunft gehabt hat, diese Unterhandlung ohne Zuziehung seiner Minister unternommen, und nicht geographische Kenntniß genug besessen hätte um einzusehen, daß er dadurch den Zusammenhang zwischen Böhmen und Gallizien trennete; so bin ich versichert, daß diese zwei vortrefflichen Monarchen sich eher beiderseits ein anderes Auskunftsmittel würden haben gefallen lassen, als einen ganzen Feldzug zu vereiteln, Schätze und Menschen umsonst aufzuopfern, und dadurch dem gemeinschaftlichen Feinde noch mehr Muth und Standhaftigkeit einzuflößen. Ich habe zwar selbst die Gründe angegeben, warum ich glaube, daß der Eroberung von Elsaß und Lothringen große politische Schwierigkeiten im Wege stehen: allein die Eroberung von Landau ist nicht die Eroberung von Elsaß und Lothringen. Diese Stadt war ehedem eine Reichsstadt, und Frankreich hat die Suveränetät blos usurpiret: ihr ganzer Werth besteht darinn, daß sie zur guten Festung ist gemacht worden. Sie bezwingen, war also

nichts mehr, als ein Schloß von der eisern Wand wegreißen, womit Frankreich umgeben ist, und ihm zugleich die Einfälle ins Deutsche Reich erschweren. Am Ende würde man vielleicht nicht gewußt haben, was man damit anfangen sollte. Denn wenn auch die Franzosen in ihre Abtrettung gewilliget hätten; so hätte man sie entweder wieder zur Reichsstadt machen, oder der Pfalz einverleiben müssen. Beides wäre weder für das Reich noch für das Erzhaus Oesterreich von einigem Nutzen gewesen. Ich zweifle so gar, ob der Kurfürst von der Pfalz sie angenommen hätte, indem er aus seinen Rheinlanden kaum Truppen genug erhalten kann, um nur Mannheim hinlänglich zu besetzen. Die Baiern müssen freilich in einem Reichskriege so viel Truppen hergeben, als das Land entbehren kann, und sie hinziehen lassen, wohin es der Landsherr für gut findet: aber auch in Friedenszeiten das Geld in die Pfalz schicken, um da einige Regimenter zu unterhalten, dazu würden sie sich wohl nicht bequemen. Es ist um die zerstückelten, nach und nach zusammengestoppelten Reichslande eine ganz wunderbare Sache: Die Theile betrachten sich stets einander als fremd und nicht zusammengehörend, und nicht selten herrschet unter ihnen eine

Art

Art von Nationalhaß, desgleichen der Kosmopolit jenen Nationen kaum verzeihen kann, die durch Sprache und verschiedene Regierungsform getrennet sind. Ganz Unrecht haben unterdessen diese kleinen Völkerschaften nicht, in so fern eine der andern einen Theil ihres Reichthumes mittheilen soll, ohne daß sie hoffen kann, ihn je wiederum zurück zu erhalten: und in diesem Falle sind die Baiern in Ansehung der Pfälzer, die ihnen nichts abkaufen, weil sie nichts von ihnen bedürfen. Unterdessen was folget daraus, wenn nicht nur ein Reichsstand sich in Ansehung des andern, sondern so gar die Reichslande eines und desselben Fürsten sich einander als fremd ansehen? — daß eine Umschmelzung unserer Verfassung und eine Verwechselung einiger Staaten unvermeidlich ist, wofern man dem allmähligen Verfalle des Reichs noch vorbeugen will.

So bald von Vertauschung der Länder die Rede ist, wird niemand aufmerksamer als die Baiern: sie fürchten augenblicklich, es möchte sie selbst gelten. Es kann sich fügen, daß dieses Volk am Ende dieses Trauerspiels noch auf der Bühne erscheint, sollte es auch per modum eines Nachspieles seyn: da ich denn die Geschichte

der zweiten Erscheinung der Franzosen in Deutschland diesem Stücke nimmer wohl einverleiben kann; so will ich mich ein Paar Stunden dem großen Haufen der Scribenten beigesellen, die sich's bisher zum Gegenstande ihrer Betrachtungen oder ihres Spottes gemacht haben. Ich kann die Baiern nicht tadeln, wenn sie ihren Patriotismus in die Grenzen ihres eigentlichen Vaterlandes einschränken, und besonders von der Pfalz am Rhein nicht gerne viel hören. Was das erste betrift, so thun sie weiter nicht mehr und nicht weniger, als andere Völker Deutschlandes,

Quos penes arbitrium est.

zum zweiten hingegen haben sie ihre ganz besondern Ursachen. Jedes Ereigniß, daß den innern Werth der Pfalz am Rhein erhöhet, erreget bei ihnen die Besorgniß, der Hof möchte in Versuchung gerathen, sich wieder dahin zu begeben, Baiern möchte ihm dadurch weniger interessant, und eben darum dessen Abtrettung an das Haus Oesterreich vorbereitet werden, welches ihnen gar nicht anstehen will. Dieser Widerwille gründet sich zum Theil auf allgemeine Ursachen, deren ich oben, da von den Pohlen die Rede war, Erwähnung gethan habe, zum Theil aber auch

auf eine sehr merkbare Antipathie, die zwischen den Baiern und Oesterreichern herrschet, und wiederum ihre eigenen Ursachen hat.

Es ist bekannt, daß Oesterreich eine von Baiern abhängende Provinz gewesen war, ehe es Kaiser Friederich zum Herzogthume gemacht hat. Diese Zertrümmerung geschah gewiß mit Unwillen der Baiern, deren Väter dieses Land mit Vergießung vielen Blutes den Panoniern entrissen, und es zur Vormauer Baierns gegen dieses barbarische Volk gemacht hatten. Die Oesterreicher waren nun stolz darauf, ein besonderes mit vorzüglichen Privilegien versehenes Volk zu seyn, und die Baiern, die ihnen diesen Vortheil misgönnten, und ihn für ein Unrecht ansahen, das ihnen geschehen war, warfen auf jene einen heimlichen Haß. Die Folgen dieser beiderseitigen Denkungsart äußerten sich bei jeder Gelegenheit.

Nachdem Oesterreich an die Prinzen vom Hause Habsburg gekommen war, wurde die Antipathie um so größer, als diese ein angebohrnes Recht zur Kaiserwürde zu haben glaubten, und niemals leiden wollten, daß ein Prinz von Baiern

zu dieser Würde gelangete. Daher die Kriege zwischen Friederich von Oesterreich und Ludwig IV. genannt der Baier. Zu dieser Art von Nationalantipathie kam noch, daß die Baiern niemals gut kaiserlich waren, und es auch nicht wohl seyn konnten. Karl der Große hatte ihren Herzog ins Kloster gesteckt, und das Land zur Provinz seines Reiches gemacht. Heinrich I. zwang Arnulfen, seine und des Reiches Hoheit anzuerkennen. Heinrich II. riß ein schönes Land davon ab, und machte das Bisthhum Bamberg daraus. Friederich I. sonderte Oesterreich davon ab. Das jetzt regierende Erzhaus, auf welchem die Kaiserwürde schon Jahrhunderte fast ununterbrochen ruhet, entzog ihnen die Hohenstaufischen Güter in Schwaben, worauf sie ein besseres Recht zu haben glaubten, nebst Tyrol, Görz ꝛc. Kaiser Karl IV. nahm ihnen die Kurwürde. Kaiser Sigmund wollte die Fehde der Bairischen Prinzen dadurch endigen, daß er ihnen ihre Erbländer zur Hälfte nahm, und am Ende doch wenigstens sehr beschnitt.

Ein Volk, das weniger eigenen Charakter hätte, würde alles das längst vergessen haben: aber bei den Baiern setzte es böses Blut, daß

sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzet hat, ohne daß deswegen jeder die Ursache davon hätte angeben können. Unterdessen scheinen sie sich unter den Ferdinanden durch gemeinschaftliches Bestreben für Erhaltung der alten Religion mit ihren Nachbarn ausgesöhnet zu haben, als die unseligen Kriege wegen der Spanischen und Oesterreichischen Erbfolge neue Feindschaft unter sie brachten, welcher Kaiser Joseph II. mit aller Liebe, die er für Baiern zeigte, kein Ende gemacht hat. So weit schreibt sich manchmal der Haß der Völker her, und durch solche Mittel wird er unterhalten. Uebrigens sind beide Nationen einander so ähnlich, als es nur zwei Nationen seyn können, und gehören wirklich zusammen: einerlei Sprache, einerlei Religion, einerlei Sitten; die Oesterreicher mehr hochmüthig, die Baiern mehr stolz — jene, weil ihr Herr Kaiser ist; diese wegen des Alterthums ihrer Geschichte und ihres regierenden Hauses. Also beide aus Ursachen, deren Werth eigentlich in der Einbildung besteht: so gar dieses müssen sie noch mit einander gemein haben; wie auch, daß beide wenig Glanz von sich in die Ferne werfen. Die Oesterreicher spielen zwar im politischen Fache eine ungleich glänzendere Rolle: allein wie Mr.

Guillot im Avocat pâtelin Farben erfindet, avec son teinturier. Unterdessen werden sie aus Ehrfurcht für das Kaiserliche Haus weniger durch die Hechel gezogen, als die Baiern, während diese schon eine geraume Zeit her erbärmlich mitgenommen worden sind.

Im Ganzen gelten sie für das dümmste, unwissendste und aberglaubigste Volk von Europa, und man wundert sich beinahe, wenn man an einem Baier so etwas gewahr wird, daß dem Menschenverstande ähnlich ist; obgleich man's nicht allezeit so gerade heraussaget, wie ein gewisser Mann, mit dem ich, kurz nachdem ich mein Vaterland verlassen hatte, in ein litterarisches Gespräch kam. Vermuthlich hatte dieser Mann hier zum erstenmale mit einem solchen Wunderthiere gesprochen: seine Meinung war also ein bloses Vorurtheil, daß er seiner Belesenheit zu danken hatte. In unsern Tagen glaubt man sich zu entehren, wenn man saget: Ich kenne dieses oder jenes nicht. Man kennet alles, wenn man es gleich nie gesehen hat: denn man hat ein Buch gelesen, worinn davon geschrieben steht, und kümmert sich nun sehr wenig, ob der Verfasser selbst besser unterrichtet war, oder nicht.

Schilderungen der Völker sind eine der nützlichsten Arbeiten, denen ein philosophischer Schriftsteller sich widmen kann: aber um ihren Zweck zu erreichen, müssen sie von Bitterkeit und Schmeichelei gleich weit entfernet seyn, und der Schriftsteller muß nie vergessen, die Ursachen neben die Wirkungen zu setzen.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas! Unter den Ursachen, welche machen, daß ein Volk gerade so, und nicht anders ist, liegen einige in der Natur: da nun hieran nichts oder doch wenigstens nicht viel geändert werden kann; so muß man auch ihre Resultate annehmen wie sie sind, sie mögen in abstracto betrachtet, Vollkommenheiten oder das Gegentheil seyn. Das Volk selbst, welches dergleichen unabänderlichen Mängeln unterworfen ist, wird sie schwerlich in dieser Eigenschaft anerkennen, und sie lieber auf Rechnung eigener Wahl, als einer unvermeidlichen Nothwendigkeit setzen wollen. Es geht in diesem Stücke allen Leuten, wie der Alten beim Goldoni, die stocktaub war, dabei aber behauptete, es wäre eine blose Kaprize von ihr, nur denjenigen Leuten antworten zu wollen, die ihr aus vollem Halse vor die Ohren schrien.

Sorda non sono, ma voglio, che si parli forte.

Wenn ich jemanden sage, er könne nicht gerade gehen, weil eine seiner Hüften kürzer wäre, als die andere; so beleidige ich ihn, und er würde mir leichter verzeihen, wenn ich ihm sagte, er hätte eine böse Gewohnheit an sich, seinen Leib immer auf eine Seite hängen zu lassen. Bei der Schilderung eines Volkes ist diese Delikatesse nicht anwendbar; denn hier wird schlechterdings Wahrheit erfordert. Man ist auch einer Nation keine Höflichkeit, sondern nur Achtung schuldig, und darum muß man bei der Wahrheit, die man von ihr saget, die Bitterkeit, so viel möglich weglassen. — Andere Ursachen haben ihren Grund in menschlichen Einrichtungen, und sind daher, wie diese, einer Veränderung empfänglich. Wenn der Moraliste sich in Ansehung der Wirkungen solcher Ursachen etwas mehr erlauben darf; so muß er es doch mit Mäsigung thun, weil er sonst seinen Zweck, zu bessern, gewiß verfehlet. Die Schmeichelei tauget gar nichts, weil man dadurch anstatt Wahrheiten nur Lügen erfährt.

Die Baiern sind eines der originellesten Völker von Deutschland. Ihre Gesetze schreiben sich vom Fürstenstamme der Agilolfinger her, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das seit den Ot-

tonen regierende Haus von demselben Fürstenstamme absprosset. Seitdem das Christenthum bei ihnen eingeführet ist, und schon eine geraume Zeit vorher, haben sie nur eine Hauptrevoluzion erlitten, die aber von kurzer Dauer war, nämlich ihre Einverleibung in die fränkische Monarchie unter Karl dem Großen. Zwar wurden sie eine Zeit lang durch Herzoge aus dem Guelfischen oder Braunschweigischen Hause regiert: aber es geschah da, was in China geschehen ist; das regierende Haus nahm die Sitten und Gesetze seines Volkes an. Die Reformation, deren Folgen ganz Deutschland erschüttert und verwüstet haben, fand in keinem Lande weniger Eingang, als in Baiern. Ihr Nationalstolz machte, daß sie von niemand etwas lernen, sondern bleiben wollten, wie sie waren. Dieser Zug ist ganz Original. Man hätte ihn gerne auf Rechnung der Dummheit geschrieben: allein warum soll ein Volk, welches am Donaustrome und an der Isar wohnet, dümmer seyn als ein anderes, das an den Ufern der Oder und der Elbe, das im Dittmarschen lebet, oder an der nördlichen Küste des Sinus Bothnicus vegetirt? Man würde mich und andere sehr verbinden, wenn man eine physische Ursache davon angäbe. Will man eine

blos moralische Ursache annehmen, nämlich weil die Baiern sich nicht haben reformiren lassen; so antworte ich darauf, daß also vor der Reformation kein Volk einen Vorzug vor den Baiern hatte, und daß physische Ursachen, die in Baiern nicht existirten, anderswo der Reformation Eingang verschaffen konnten. In der That vervielfältigt sich in diesem Lande das Saamenkorn zwanzigmal, während es sich in Niederdeutschland kaum sechs oder siebenmal vermehret. Man konnte also dort die Müßiggänger leichter ernähren, als hier, und hatte, um sie sich vom Halse zu schaffen, nicht nöthig, das Kind mit dem Baade auszuschütten. Den Spaniern, Franzosen und Italienern spricht man den Verstand nicht ab: und doch wollten alle diese Nationen nichts von der Reformation wissen. Selbst die Engländer hätten in diesem Sinne den Ruhm ihres Verstandes einem Temperamentsfehler ihres Königs Heinrich VIII. zu danken.

Das gestehe ich ein, daß meine Landsleute im Vergleiche mit andern deutschen Völkern in manchem Stücke weit zurück sind: aber hiervon giebt es zweierley Ursachen. Die erste saget uns Persius im Prolog zu seinen Satyren:

Quis expedivit psyttaco suum salve?
Venter, negatas artifex sequi voces!

Die Noth machet fleißige Leute, und der Fleiß bringt Reichthum. Eine starke Bevölkerung und undankbares Erdreich müssen ganz andere Wirkungen hervorbringen, als eine schwache Bevölkerung, und ein segenreiches Land. Die zweite Ursache lieget auf der Landkarte. Die Aufklärung und Industrie der Völker Deutschlands steht im Verhältniße der Möglichkeit seines auswärtigen Handels und des daraus entstehenden Zusammenhanges mit den übrigen Reichen von Europa, und so gar mit den übrigen Welttheilen. Von beiden ist Baiern ganz isolirt: alle seine schiffbaren Flüsse treiben nach Oesterreich und Ungarn, wo man, zum Beweise dessen, was ich sage, nicht durchgehends so weit, als selbst in Baiern ist. Wissenschaften und Künste sind in diesem Lande nicht unbekannt — sie gedeihen so gar ziemlich solide: aber der Geschmack ist zu roh, nicht genug abgeschliffen, weil man nicht Umgang genug mit den Ausländern hat — vielleicht auch, weil man seinen besondern Nutzen nicht einsieht, und auf seine Kultur nicht viel verwenden will. Der größte Fehler, welchen ich den Baiern vorzuwerfen habe, ist, daß sie in ihre rohe Sprache verliebt sind, und sie nicht ablegen wollen: selbst gelehrte Männer rechnen sich's zum Verdienste, gut bairisch, das

heißt, schlecht deutsch zu reden. Diese Marotte geht so weit, daß ein gebohrner Baier scheel darum angesehen wird, wenn er sich durch eine verbesserte Sprache bemerkbar macht — blos darum, weil er den Ausländern etwas abgelernet hat. Dieser Zug hat abermals seinen Grund in der Originalität und Unvermischtheit dieses Volkes: es ist ein übelberathener Nationalstolz.

Quid vaveat dulci nutricula majus alumno,
Quam sapere. ac fari ut possit, quæ sentiat?

saget Horaz, welcher wußte, wie viel es zur Bildung des Herzens, des Verstandes und der Sittlichkeit, so wie zur Verannehmlichung der Gesellschaft beiträgt, nur eine Sprache richtig reden zu können. Das lächerlichste bei der Sache ist, daß in Baiern, wie überall, die Deutsche Sprache in den Schulen gelehret wird, und daß jedermann sich schämen würde, so zu schreiben, wie er spricht. Man kann es noch dazu nicht: aber auch keiner getraut sich zu reden, wie er schreibt; auch das kann er nicht, weil es ihm an der Uebung fehlet. Eben daher aber kömmt es, daß bei aller Mühe, die sich ein Baier giebt, um gut zu schreiben, doch immer an seiner Schreibart etwas zu finden seyn wird, daß sein Vater-

land verräth. Dieses wird so lange dauern, bis das Volk das Vorurtheil ablegen wird, eine Art von Ehre, die seinem Stolze schmeichelt, in dieser Eigenheit zu suchen. Hiezu müßte bei der Jugend, besonders bei der studierenden Jugend, der Anfang gemacht werden: und wer soll ihn machen? So wenig ich den Ordensgeistlichen ihrer Verdienste im geringsten streitig machen will; so muß doch jedermann eingestehen, daß die Klöster die Seminarien des feinen Geschmackes, wenigstens in Deutschland nicht sind.

Ein anderer Fehler, den dieses Volk an sich hat, ist, daß es die Verdienste seiner eigenen Mitbürger wenig zu schätzen weiß. Auch dieser Fehler hat seinen Grund in einer Art von Stolz, vermöge dessen jeder glaubet, er hätte dasselbe thun können, wenn er in ähnlichen Umständen sich befunden hätte. Daher machen sie wenig Rühmens von sich, und die Göttin mit der doppelten Trompete, one behind and one befor, wie Hr. von Archenholz saget, findet nicht viele Geschäfte bei ihnen. Sie sind mit sich selbst so zufrieden, daß es ihnen über alle Maaßen gleichgültig ist, was andere von ihnen denken. Diese Selbstgenügsamkeit geht so weit, daß sie beinahe

nach keiner andern Art von Ehre geitzen, als Baiern zu seyn — ein Zug, den sie mit allen originellen, unvermischten Völkern gemein haben. Dumm sind sie nicht, aber im Durchschnitte desto unwissender. Man muß sich verstehen: ich heisse Dummheit, Unempfänglichkeit vernünftiger Begriffe; Unwissenheit, Mangel an Kultur und Unterricht. Der Baierische Beamte, z. B. der mir behauptete, man würde niemals zugeben, daß Baiern und Pfalz unter einem Herrn bleiben, weil dieser dadurch der ganzen Welt würde Gesetze vorschreiben können, war äusserst unwissend: aber der Mann war dabei nicht dumm, denn ich machte ihn mit einigen guten Büchern bekannt, die er las, öfter las, und das größte Vergnügen daran fand. Ein Mensch, der gerne gute Bücher lieset, und sie zu schätzen weiß, ist kein Dummkopf, denn er hat Anlage, etwas zu lernen.

Was die Baiern vor manchem Volke Deutschlandes zu ihrem Vortheile auszeichnet, ist, daß sie beinahe durchgehends frei sind. Die Spuren von Leibeigenschaft, die man hie und da findet, sind ganz unmerkbar, besonders bei unmittelbaren Unterthanen des Herzoges: bei jenen des

Adels und der Geistlichkeit etwas mehr. Uebrigens sind Sorglosigkeit für die Zukunft, Gastfreiheit, Vertraulichkeit, Entfernung von Prozeßsucht, Beharrlichkeit bei ihren Meinungen, Verehrung des Alterthumes, Liebe zu ihren Fürsten vom Hause Wittelsbach, und ein starker Hang zu physischen Vergnügungen die Hauptzüge in ihrem Charakter. Wenn ein gewisser Reisebeschreiber geglaubt hat, er sähe auf allen Baierischen Stirnen Rosenkränze gemalet; so hat er der Welt weiter nichts gesaget, als was er geglaubt hat, ehe er auf der Post durch Baiern fuhr: er fuhr mit dem Rosenkranz in den Augen durch. Wäre das nicht; so würde er die Bemerkung gemacht haben, daß man in keiner Gegend Deutschlandes mehr singet, tanzet und h — — t als eben da, und dieses sind gewiß nicht Wirkungen einer düstern Religiosität. Wenn sie ein wenig aberglaubiger sind, als etwa andere, so kömmt es daher, weil sie unvermischt geblieben sind, weil sie alle Neuerungen hassen, und weil das, was man heute Aberglauben nennet, ehemals einen andern Namen hatte. Unterdessen ist ihr Aberglaube unschädlich: man weiß bei Menschengedenken von keinem Hexenprozesse, wiewohl er in ihrem Kriminalkodex steht, wäh=

rend in der aufgeklärten Schweiz, im Vaterlande Geßners und Lavaters noch vor kurzem eine arme Magd geköpft worden ist. Wenn sie an Erscheinungen und Geistergeschichten glauben; so haben sie vielleicht nicht ganz unrecht: jedoch glaube ich, daß das Uebertriebene beim gemeinen Volk in Sachsen gewöhnlicher ist, und es hat kein Geisterseher in Baiern, wie anderswo sein Glück gemacht. Religiös sind sie, weil es ihre Väter waren: aber man weiß bei ihnen nichts von Mährischen Brüdern, von rosenfeldischen und herrnhutischen Schwärmern — nichts von allen den Greuelthaten, die aus diesen Schwärmereyen entstanden sind. Ihre Religion ist munter und aufrichtig, und Heuchler giebt es nirgends weniger, als unter den Baiern: die Freimüthigkeit ist ihr Eigenthum. Daher auch kein Mittelding zwischen übertriebener Anhänglichkeit an alles Religiöse, und ausschweifender Freidenkerey bei ihnen Plaz findet: sie sind allezeit mit Leib und Seele, was sie seyn wollen. Diese Entschlossenheit ist auch Ursache, warum nirgends die Galgen so gut behangen sind, als in Baiern: wer einmal ein Dieb oder Mörder seyn will, der ist es von ganzer Seele, und treibt das Handwerk ohne Wiederkehr so lange fort, bis die

Justiz

Justitz es ihm niedergeleget. Jedoch sind kleine Haus- und Felddiebstähle bei diesem Volke weit weniger gewöhnlich, als bei manchem andern, und zwar aus derselben Ursache: Denn wer nur so unter der Hand in Häusern und auf dem Felde mauset, der hat das Herz nicht, ein Dieb zu seyn.

Das Klima des Landes und die nahrhaften Speisen, die es im Ueberfluße hervorbringt, erzeugen ein starkes Volk, dessen körperliche Bildung aber bei dem weiblichen Geschlechte vortheilhafter ist, als bei dem männlichen. Militärische Talente hat man dieser Nation in den ältern Zeiten nicht abgesprochen: besonders hat sie im dreißigjährigen Kriege eine glänzende Epoche gehabt. Heut zu Tage sind diese Talente verlegen: Situm traxere. Unterdessen wird mir jeder einräumen, daß es Leuten von solchem Charakter nicht an natürlicher Tapferkeit fehlet, welche das erste, und der Grund aller übrigen militärischen Talente ist. Die Hauptursache des Verfalles des Kriegsstandes in Baiern ist die politische Unbedeutenheit, in welcher bei unsern Zeiten alle kleine Nationen stehen. Zu dieser Hauptursache gesellen sich einige andere, die deren Wir-

kung befördern: z. B. die Verkäuflichkeit der Offiziersstellen, die Unbeständigkeit in jeder Art von Einrichtung u. d. g. Wahrscheinlicher Weise wird das noch lange so bleiben, wenn nicht das ganze politische System sich verändert: weil man immer nicht ohne Grund sagen kann, es sey nicht der Mühe werth, dem Kriegswesen eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen.

Aus dieser Schilderung, die wenigstens das Verdienst der Unpartheilichkeit hat, kann man sich vorstellen, wie wenig den Baiern die Eitelkeit der Pfälzer behagen mußte, denen nichts gefällt, als was sie selber thun, nichts schmecket, als was sie selber kochen. Die Antipathie unter allen Ständen wurde anfänglich aufs äusserste getrieben, und gab oft zu blutigen, oft zu lächerlichen Auftritten Anlaß. Wenn wir Pfälzer beisammen sind, sagte ein Pfälzer; so denken wir nicht an die Baiern: Wir denken wohl an die Pfälzer, versetzte ein Baier, aber nicht modo glorioso. Die Vorurtheile, dieses Erbtheil des großen Haufen, spielen bei dergleichen Gelegenheiten immer die erste Rolle: die Baiern dünkten sich besser zu seyn, weil die Pfälzer zu ihnen kommen mußten; diese sahen Baiern für ein ero-

bertes Land, und sich für die Herren davon an. Mir selbst sagte ein Pfälzer nicht ohne geheimen Groll, er wäre doch wenigstens ein kurfürstlicher Unterthan, folglich in dieser Rücksicht besser dann ein herzoglicher. Invenisti tandem caussam! Ob sich diese zwei Nationen je einander abschleifen werden, daran zweifle ich sehr: denn fürs erste sind sie zu weit von einander, und haben zu wenig Verbindung unter sich, indem sogar die anfänglich eingeführte Handelsverbindung wieder eingegangen ist; fürs zweite werden die Pfälzer ewig wünschen, daß Baiern ganz oder zum Theil an Oesterreich komme, und dieser heimliche Wunsch, den ich ihnen gerne verzeihe, machet sie bei den Baiern ewig verdächtig und verhaßt.

Unter solchen Umständen kann man sich vorstellen, mit welchem Unwillen die Baiern nach der Pfalz gehen würden, um Landau und Mannheim besetzen zu helfen. Dabei wäre es doch noch eitel Flickwerk: denn am Ende fehlte es doch an einer Armee, um diese Besatzungen zu unterstützen. So lange die Verfassung des Reiches im militärischen Fache bleibt, wie sie ist, kann man sich wenig Trost von einer Reichsarmee ver-

sprechen. Dabei ist es in einem Staate, wie Deutschland, keine so leichte Sache, in diesem Stück eine Veränderung zu machen, da die verschiedenen Interessen der großen und kleinen Glieder sich zu sehr durchkreutzen. Wenn man bedenket, daß beinahe alle Europäische Staaten ihre Kräfte aufs höchste spannen, um so viel Kriegsvolk, als nur möglich, beständig auf den Beinen zu halten; so sieht man mit Verwunderung, wie das Deutsche Reich, in so fern es einen Staat ausmachet, in der Mitte dieser aufgethürmten Massen, die es zu zerschmettern drohen, gleichsam in einem sanften Schlummer sorgenlos dahin lebt. Freilich wohl fehlet es in Deutschland nicht an Armeen, es ist so gar kein Land, daß deren mehr aufweisen kann, selbst Frankreich nicht: aber an einer Reichsarmee fehlet es. Jeder Reichsstand hält so viel Truppen, als er für gut findet, und da kömmt es denn, daß der eine deren viel hat, der andere wenig, und ein dritter gar keine, wenigstens keine brauchbaren. Soll nun die Reichsarmee ins Feld ziehen; so gebricht es erstlich an Mannschaft: und bringt man endlich montirtes Volk zusammen; so hat man doch keine Soldaten. Diesem Uebel ist, meines Erachtens, nur auf eine Art abzuhelfen: wenn man nämlich in

jedem Kreise dem mächtigsten weltlichen Fürsten die oberste Feldherrnstelle mit der Sorge für die Erhaltung der Kreisarmee überträgt, und es dabei zu seiner Hauptobliegenheit machet, sie auf wahrhaftem Kriegsfuße und beständig in vollzähligem Stande zu unterhalten. Setzet man nun fest, daß das Reich ununterbrochen ein dreifaches Kontingent in Bereitschaft haben solle; so machet dieses eine Armee von ungefähr 120000 Mann, die in den zehen Kreisen vertheilet läge, und unter den unmittelbaren Befehlen der obersten Kreisfeldherrn stünde, von ihnen alljährlich gemustert und nach Gutdünken in schickliche Orte zur Besazung vertheilet würde. Auf diese Art hätten wenigstens die Truppen eines jeden Kreises einerley Manöver, einerley Montirung, kenneten sich, und machten ein zusammenhängendes Korps aus, mit welchem man etwas ausrichten könnte. Noch besser wäre es unfehlbar, wenn diese Einförmigkeit in allen Stücken, für die Kontingente versteht sich, auf das ganze Reich sich erstreckte, damit die Truppen, aus welchen die ganze Armee zusammengesetzet wäre, wüßten, daß sie nicht Oesterreicher, Preußen, Sachsen oder Baiern, sondern deutsche Reichstruppen wären, und im Fall eines Reichskrieges unter den Befehlen des Reichsoberhauptes stünden. Hiedurch bekäme das Reich wieder eine Art von Zusammenhang, der sich täglich mehr und mehr verliert, und am Ende dessen gänzliche Auflösung unvermeidlich machet. Allein die Ausführung dieses Gedankens hat zwei Hauptschwierigkeiten: erstlich ist es mit der Auflösung der Reichsbande schon zu weit gekommen, als daß mächtige Stände sich in was

immer für eine Rücksicht einem mächtigern Mitstande wollen unterordnen lassen, und es sind nebst diesem die Staaten einiger großen Fürsten so sehr zerstreuet, daß sie in diesem oder jenem Kreise die minder Mächtigen sind: z. B. Baiern und Oesterreich in Schwaben, Pfalz am Oberrhein. Es würde also schon in Ansehung des Ranges zur Ausführung dieses Planes von Seite einiger Deutschen Höfe eine Selbstverleugnung erfordert, die nur ein Abbé de St. Pierre sich als möglich denken kann. Zweitens ist heut zu Tage alles Finanze: es würde daher auch der kleinste Reichsstand in seinen Paar Dörfchen oder Flecken gerade so viel Soldaten haben wollen, als er bezahlte, damit, wie man saget, das Geld nicht außer Land gienge, wodurch dann der Zweck schon ganz verfehlet würde. So enge ist der Deutsche Patriotismus zusammen geschrumpfet, daß er sich nicht über die Grenzen des kleinen Territoriums erstrecket, welches jeder Reichsstand besitzet: es giebt kein Deutsches Vaterland mehr — bei nahe so wenig, als Italienisches. Eine Folge davon sind die zahllosen Zölle und Handelssperrungen, die ein Reichsstand gegen den andern sich erlaubet. Jedoch sind alle diese Schwierigkeiten nur Resultate von einer Hauptmaxime, die an den größten Deutschen Höfen herrschet, und ohne welche sie sich gewiß würden heben lassen: ihnen ist nämlich an der Erhaltung der kleinen Reichsstände an und für sich nichts, sondern nur in so ferne gelegen, damit ein anderer durch deren Unterdrückung nicht mächtiger werde. Könnten sie über die Theilung und Ausgleichung einig werden; so würde die Verfassung Deutschlandes bald eine bes-

sere Gestalt haben. Nun sind zwar die schwächern Reichsstände unter dem Schutze der Göttinn Eifersucht ausser Gefahr durch ihre mächtigern Mitstände etwas von ihrer Reichsunmittelbarkeit zu verlieren, und dazu wünsche ich ihnen Glück: aber wozu ich ihnen nicht Glück wünschen kann, ist, daß eben dadurch sie und so gar ihre mächtigern Nachbarn der Gefahr ausgesetzet bleiben, der Raub irgend eines benachbarten mächtigen Volkes zu werden. Woher die Gefahr gegenwärtig am größten ist, wissen wir alle, und ich traue den Franzosen jetzo, da sie nur ihre Feinde züchtigen zu wollen vorgeben; eben so wenig, als da sie der ganzen Welt mit dem Worte Freiheit die Ohren kitzelten. Es ist um Eroberungen seit den Zeiten der Semiramis eine so reitzende Sache, daß auch ein Philosoph auf dem Throne der Versuchung nicht widerstehen kann, seine Geschichte damit zu schmücken; zu geschweigen eine brausende ungestüme Volksregierung.

Proklamation.

Denen Bewohnern von Worms, Pfalz und anderer Länder, welche von den Truppen der Republik besetzt sind.

Die von den Representanten des Französischen Volks für die Ausleerung aller von den Feinden verlassenen Gegenständen ernannte Commissärs haben in Betrachtung gezogen, daß die Ehre des Namens der Französischen Nation darunter leide, wenn ein oder der andere übelgesinnte Soldat, der es nicht verdient Republikaner zu seyn, fortfahren sollte, sich solcher Ausschweifun-

gen zu überlassen, gegen welche brave Krieger mit Eifer ernstliche Justiz fodern, verordnen:

Art. 1. Jeder Soldat, der die Grenzen der Subordination überschreitet, soll für das Kriegsgericht geführt, und auf der Stelle gestraft werden.

Art. 2. Da die verlassene Wohnungen unter dem Schutz der Französischen Republik stehen, so wird jeder Soldat oder jeder anderer, wer es auch seyn mag, der etwas von denen darin befindlichen Effekten verderben oder entwenden sollte, mit dem Tod gestraft.

Art. 3. Die Wohnung des ruhigen Bürgers soll geschützt seyn, und jeder Soldat, der sich dahin eindringt, um Lebensmittel durch Drohungen zu erpressen, soll auf das Zeugniß zweier Bürger militärisch gestraft werden.

Art. 4. Alle diejenige Einwohner, welche sich irgend etwas von den Effekten aller Art, welche den Adelichen, den Geistlichen, Magistratsgliedern oder jeder anderer Person, die bei der Annäherung der Fränkischen Armee ihren Heerd und ihre Wohnung verlassen haben, gehören, sich bemächtiget, oder auch solche zur Verwahrung empfangen haben sollten, sind gehalten, diese Effekten auf der Stelle an ihre Munizipalität abzuliefern, bei ansonst zu gewarten habender militärischen Strafe.
Worms den 9. Jan. 1794.

Die Glieder der Kommißion der Sektion von Speier.

Renee Legrand, Präsident.
Parmentier. Petersen. Tugnot.
Meunier. C. Maure. Dreue.

Die
Franzosen am Rheinstrome.

Viertes Heft.

- - - Erunt etiam altera bella
Atque iterum ad Trojam magnus mittetur
Achilles.

Meine Leser sind bisher schon genugsam überzeuget, daß ich keine leere Vision hatte, da ich gleich beim Ausbruche dieses Krieges sagte, er sey von einer ganz besondern Art, und es scheine, wir würden in die Zeiten des grauen Alterthumes zurückgesetzet. Alles hat sich seither mehr und mehr zu einer gränzenlosen Verwirrung und zum gänzlichen Zusammensturze der bisherigen Ordnung der Dinge geneiget. Die Verändetungen, welche die Franzosen damals gemacht hatten, sonderten sie noch nicht von den übrigen Völkern Europa's ab: sie hatten einen König, wiewohl mit beschränkter Macht, sie hatten eine Europäische Religion, und, die Ausrottung des Adels abgerechnet, Europäische Sitten — kurz! man konnte sie lassen, wie sie waren, ohne daß gros-

ses Uebel daraus entstanden wäre. Allein die Widersprüche, welche sie aller Orten fanden, und gewaltsamen Mittel, wozu die nordische Monarchin ganz Europa aufforderte, um diesen Widersprüchen Nachdruck zu verschaffen, veranlaßten dieses mächtige Volk, erstlich die Augen über seine eigene Macht zu öfnen, und dann, so wie es die Umstände erlaubten, oder wohl gar nothwendig machten, seiner Verfassung nach und nach eine Gestalt zu geben, welche wahrscheinlich nicht in seinem ersten Plane war, oder wenn sie je darinn lag, wenigstens unter andern Umständen noch lange nicht zum Vorschein gekommen wäre. Sanftmuth und Gleichgültigkeit würden diesen Plan vereitelt haben: denn die Jakobiner hätten keine Veranlassung gehabt, die Nation zu bewaffnen, ihre Aufmerksamkeit auf ihre Selbsterhaltung zu lenken, und während das Volk sich mit auswärtigen Angelegenheiten beschäftigte, ihren Entwurf seiner Ausführung näher zu bringen. Jede Parthey glaubte ihr Heil im Kriege zu finden: die Jakobiner aus eben angeführten Gründen; die Gegenparthey, und mit ihr ein großer Theil von Europa, weil sie glaubten, es wäre noch Zeit, das Uebel in seiner Geburt zu ersticken. Da unterdessen diese zauderten; so schlu-

gen jene zuerst los, und um keiner feindlich-gesinnten Macht Zeit zu lassen, sich zu rüsten, erklärten sie allen den Krieg bei nahe auf einmal. Nun steht das halbe Europa gegen die Franzosen unter Waffen, und diese trotzen aller Gewalt, die man gegen sie aufbietet.

- Velut, annoso validam quum robore quercum
Alpini Boreæ nunc hinc nunc flatibus illinc
Eruere inter se certant: it stridor & alte
Consternunt terram concusso stipite frondes:
Ipsa hæret scopulis.

Verlorne Schlachten erhitzen ihren Muth noch mehr, und es scheint, sie seyen entschlossen zu siegen, oder zu Grunde zu gehen. — So focht man vor Troja, wenn Homer uns recht berichtet hat: einen solchen Krieg führte Alexander mit den Persern, Rom mit Karthago.

Der zweite Feldzug, den Spanien, England, Holland, Sardinien, Neapel, das Reich, der Kaiser und der König von Preussen mit gesamter Macht gegen Frankreich unternommen haben, ist nicht viel glücklicher ausgefallen, als der erste. Dieses unerwartete Ereigniß hat die Aufmerksamkeit der Völker aufs äusserste gespan-

net, weil man es bei nahe für unmöglich gehalten hatte. In andern Kriegen hat zwar das Volk ebenfalls an den guten und bösen Ereignissen Theil genommen; aber nur als Zuschauer' nicht als mithandelnder Theil. Die Könige konnten ihre Sache um so weniger zur Sache der Völker machen, als es nicht einmal um die Könige selbst, sondern nur um ein und andere Provinz zu thun war, die der eine haben, der andere nicht haben sollte. Wenn auch ein Volk lieber diesem als jenem zugehören wollte; so wirkte doch diese Vorliebe nie so stark, daß es sich darum hätte sehr wehe thun, minder noch sich ganz aufopfern wollen. Nunmehr aber sind die Völker einigermasen wesentlich dabei intereßirt, daß die Sache so, oder anders gehe. Die Franzosen sollen entweder bei dem, was sie Freiheit nennen, und bei allen Neuerungen sich erhalten, in welche sie sich eingelassen haben, oder alles wieder aufgeben, und sich einer unausbleiblichen Correktion unterwerfen (dieses wird ihnen wenigstens von ihren Anführern gedrohet, und man hat es noch nicht der Mühe werth gehalten, sie eines andern zu belehren). Die übrigen Völker von Europa sollen zur Erhaltung ihrer alten Verfassung und Religion alle Kräfte aufbieten, oder

gleichfalls in das Cahos der Revoluzionen mit verflochten werden — Dieses ist die Alternative, die sie vor sich haben, nachdem es den Franzosen gelungen ist, sich aller Orten Anhänger zu verschaffen. Als die Franzosen zum erstenmal ihre siegreichen Fahnen auf fremden Boden pflanzten; sahen die Könige, wie die Gesinnungen der Völker beschaffen waren. Diese Stimmung der Gemüther war eine große Warnung, um entweder mit diesem gefährlichen Feinde sich auszusöhnen; oder auf einmal alle Kräfte anzuspannen, und mit der größten Einmüthigkeit, mit dem aufrichtigsten Ernste zu Werke zu gehen, um dieses Ungewitter zu beschwören. Keines von beiden geschah. Die Politik, die in dem Rathe der Könige präsidiret — diesen nicht schwächer, jenen nicht mächtiger werden zu lassen, und sich selbst den Vortheil über alle zu versichern — Diese Politik war in zu altem Besitze, als daß sie so leicht hätte verdrängt werden, und uneigennützigern Rathschlägen Platz geben sollen. Es muß in den Kabinetten nothwendig eine Rutine herrschen, sonst müßten die Minister lauter Genies seyn. Diese Rutine ist gut: sie trägt nicht wenig dazu bei, Ruhe und Frieden zu erhalten, so lange die Sachen blos unter Königen verhandelt werden. Gu-

stav Adolph hielt es für ein Unglück, das einem Reiche widerfahren kann, von einem Genie beherrschet zu werden; aber wenn einmal das Volk aufhöret, Maschine zu seyn — wenn es selbst handeln will; dann wird die Rutine gefährlich, weil sie nur immer ihren alten Weg fortwandeln, und sich um den Geist der Zeiten nicht bekümmern will. Diesen Fehler begieng der Römische Hof, zur Zeit, als Luther seine Reformation anfieng. Als man dem Minister Vergennes sagte, der Amerikanische Krieg stecke die Franzosen mit dem Freiheitssinn an, der dem Reiche grössere Gefahr drohe, als die Uebermacht der Engländer; lachte er dazu, und glaubte kein Wort davon. Vergennes, ein alter Staatsmann, aber kein Genie, war, wie alle alte Männer,

- Quia turpe putant, parere minoribus, & quæ
Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

unbeweglich auf seine Rutine, vermöge der es ein Staatsgesetz Frankreichs war, immer alle Kräfte gegen England gespannet zu haben, um ihm bei jeder Gelegenheit Abbruch zu thun: was nebenher lief, wenn es nur kein Krieg war, focht ihn nicht an. Er hielt es unter der Würde eines Staatsministers, um das Volk weiter be-

sorgt zu seyn, als er dessen bedurfte, um große Staatsstreiche auszuführen. Hätten Vergennes und seine Mitrather sich weniger um die Engländer bekümmert, und es der Mühe werth gehalten, die Gesinnungen der Französischen Nation zu studiren — der Glut nachzuspüren, die schon unter der Asche glimmte; so würden wahrscheinlicher Weise der Amerikanische Krieg unterblieben, und die jetzige Revoluzion nicht erfolget seyn. Diese Unkunde, oder wie man will, diese Nachläßigkeit, hat dem guten Ludwig das Leben, und bei nahe dem ganzen Adel von Frankreich Stand, Gut und Blut gekostet. Ein fremder Minister, eine Zeit lang Frankreichs Idol, von Geburt ein Republikaner, und vielleicht seiner Religionspartbei zu sehr ergeben (er hatte im Namen seiner Frau über persönliches Unrecht zu klagen) hat durch die Organisation, die er der Versammlung der Reichsstände gab, der Flamme Luft gemacht. Noch war es Zeit, nicht den Ausbruch der Feuersbrunst, aber ihrer Verbreitung zu steuern — man durfte ihr nur die Nahrungsmittel entziehen, ich will sagen, das Volk durch unbesonnene Widersetzlichkeit, der es an Nachdruck fehlte, nicht noch mehr reitzen. Allein Hof, Adel und Geistlichkeit waren in eben

demselben Falle, als Vergennes — unbekannt mit den Gesinnungen ihrer eigenen Nation, und zu stolz, um sie zu erforschen. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wanderten sie aus, in der festen Ueberzeugung, daß sie nur wieder kommen dürften, um dem Dinge ein Ende zu machen. Eine kleine unbedeutende Unterstützung hielten sie unterdessen nicht für überflüßig, und selbst ihrer Würde gemäß, um dem Janhagel mehr Schrecken einzujagen. Wir werden bald damit fertig seyn, hieß es: wir dürfen uns nur zeigen: eine Armee von etwa 30000 Mann mit einigem Geschütze ist alles, was wir vonnöthen haben. Die Höfe von Wien und Berlin, die sich, wie es scheint, wegen der Französischen Händel verbündet hatten, waren um so geneigter, diesen Versicherungen Glauben beizumessen, als sie eines Theils von Frankreich zu entfernt waren, um sich vom Gegentheile zu überzeugen; und andern Theils die ausgewanderten Prinzen und Edelleute das allergrößte Interesse dabei hatten, die Wahrheit zu sagen, und nicht durch falsche Vorspiegelungen ihre ganze Existenz aufs Spiel zu setzen. Man gieng also mit der Armee bis ins Herz von Frankreich, ohne sich den Rücken sicher zu halten, dacht sich an den Fran=

zosen lauter Leute, die nach dem Glücke seufzten, ihre Prinzen und Edelleute wieder zu sehen, und — fand sich betrogen. Geld und Blut war umsonst verschwendet, und die Franzosen waren überzeugt, daß sie siegen konnten. Ohne diese Leichtgläubigkeit würde man seine Macht gleich im Anfange verdoppelt, sich einiger wichtiger Grenzplätze versichert, und die Grenzen der zweiten Provinz nicht betreten haben, ehe man von der Unterwerfung der ersten vollkommen versichert gewesen wäre — man würde nicht nach Champagne gegangen seyn, ehe man Herr von Lothringen und Elsaß war. Aber dabei fanden die Französischen Prinzen und Edelleute ihre Rechnung nicht: sie wollten Herrn von Frankreich bleiben, und es nicht kleiner machen lassen, um nichts von ihrer Herrschaft zu verlieren. Es war ihnen bange, der Kaiser möchte die Festungen am Ende behalten, und sich damit für die Kriegskosten entschädigen. Daher spiegelten sie ihm und dem Könige von Preußen die Sache so leicht vor, und veranlaßten dadurch, daß diese zwei Monarchen den Krieg nicht mit aller Macht unternahmen, sondern, wie Kaiser Franz selbst sich ausgedrücket hat, ihre Armeen nur einen militärischen Spatziergang nach Frankreich machen ließen.

Paris! Paris! war das Losungswort der Emigrirten: sie schnappten nach Parisser Luft, wie der Fisch im Trocknen nach Wasser.

Deutsche Redlichkeit und aufrichtige Theilnahme am Schicksale dieser Exulanten und der Königlichen Familie — der Wunsch, dieses Schicksal zu verbessern, und das Vertrauen auf die Sachkunde der Emigrirten, und auf die Zuverlässigkeit ihrer Versicherungen, waren also, mehr dann die Ungunst der Elementen, Schuld an dem Mislingen des ersten Feldzuges. Haben wir euch einmal zu Paris, dachten diese Ehrenmänner, ist unsere Sache durch euch in Ordnung gebracht; dann möget ihr sehen, wie ihr wieder nach Hause kommet, und wer euch bezahlet: von Frankreich sollet ihr wenigstens keinen Schollen Feld behalten, dafür wollen wir sorgen. Zu diesen Absichten der Emigrirten gesellte sich noch ihr Eigendünkel, welcher sie glauben machte, es wäre wirklich an dem, daß ganz Frankreich, das Häufchen Jakobiner ausgenommen, nach ihnen seufzete. Es war aber wenigstens damals ganz anders: den Franzosen, hauptsächlich dem Landmanne, war es bange vor ihrer Wiederkunft, weil sie damit die Wiedereinführung

der Feudalrechte, der verderblichen Jagdgehege und der Zehenden zu erwarten — ja so gar zu befürchten hatten, den Ersatz fürs Vergangene nachholen zu müssen. Gehet jemand die Wahl zwischen gewissen Vortheilen und gewissem Schaden; so müßte er ein Thore seyn, wenn er nicht jene wählete. Gegen alle diese Unannehmlichkeiten schützte den Landmann die neue Constitution, und diese hatte der Adel, so wie die hohe Geistlichkeit nicht anerkannt. Sie schalten im Gegentheile die Annahme des Königs öffentlich als eine Niederträchtigkeit, waren deswegen mit ihm misvergnügt, und warfen ihm vor, daß er ohne Befugniß, und folglich ohne Bestand die Rechte der Krone und der vornehmsten Stände des Reichs den Rebellen Preis gegeben habe. Ich hatte, als dieses vorgieng, mit mehrern Emigrirten Bekanntschaft, und gab ihnen mein Befremden zu erkennen, daß ihre Prinzen in ihrem Manifeste gegen die Annahme der Constitution von Seite des Königs, sich nicht gewürdiget hätten, der Nation einige Vorschläge zur Uebereinkunft und Aussöhnung zu machen, welches gar füglich hätte geschehen können, indem der König in der Mitte stünde. Unsere Prinzen und Wir, war die Antwort, können

uns mit Rebellen in keinen Vergleich einlassen. Wir haben keine andern Vorschläge zu machen, als daß der König in seine vorige Macht eingesetzet werde, und mit Beirath der Stände dem Reiche Gesetze gebe, wie er es für gut findet. Das heißt, wie ihr es haben wollet, versetzte ich, denn sonst könntet Ihr ja zur Verhütung grössern Uebels, die Constitution, die er durch seine Annahme zum Gesetze gemacht hat, euren Vorschlägen zum Grunde legen. Hierauf ward erwiedert, daß diese Constitution die Grundgesetze der Monarchie verletze, und nicht anerkannt werden könne, besonders, da der König nicht in Freiheit war. Das letzte hat seine Richtigkeit: allein die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Annahme war dadurch noch nicht entschieden, sondern hieng von der Beantwortung einer andern etwas delikatern Frage ab: Utrum populus in comitiis congregatus jus habeat, Regi legem dicere, nec ne quatenus Rex esse desiderat? Die Engländer hatten schon ein Paar mal böses Beispiel gegeben, und den Franzosen war die Geschichte ihrer eigenen Monarchie nicht unbekannt. Was hingegen die Verletzung der Grundgesetze der Monarchie betrift; so hatten die Franzosen kein Staatsrecht. Ihr einziges Grundge-

setz, nämlich das Salische, war blos tradizionel, und die Constitution hätte es nicht verletzet, indem sie die Erblichkeit der Krone auf dem Erstgebohrnen des Hauses Bourbon festsetzte. Wäre der Adel nur ein einziges mal in die Sache selbst hinein gegangen, und hätte auf eine authentische Art erkläret, was er wollte, oder nicht wollte; so konnte das Volk seine Gesinnungen gleichfalls an Tag legen, und es war möglich, sich einander zu nähern, nachdem von Seite der Nation dem Adel unter der Hand zwei mal Vorschläge zur Aussöhnung gemacht worden waren, wenn der Verfasser der Schrift: Réponse au postscriptum de la lettre du Cte de Lally-Tollendal die Wahrheit gesaget hat. Aber nun gieng es in einem fort, wie jener Engländer gesaget hat: Die eine wissen nicht, was sie thun; die andern nicht, was sie wollen, und ein Dritter weiß nicht, was er von der Sache denken soll. — Man hatte dem Adel die Errichtung zweier Kammern vorgeschlagen. Hierüber sagte ein Marquis, dieser dumme Gedanke wäre in dem Gehirne der Königin entstanden, und man wollte durch dieses Projekt aus dem Französischen Adel eine Art Grosbritannischer Lords machen. — Also dieses war für diese Herren zu erniedrigend.

Quam vellent nunc! — —

Bei dieser Ungewißheit, oder vielmehr bei dieser Kenntniß von der Denkungsart des Adels mußte die Nation fürchten, es möchte nicht nur die vorige Aristokratie, mittels welcher die Edelleute und die Geistlichkeit Herren des Reichs gewesen waren, wiederum eingeführet, und noch obendrein wegen des Vergangenen zur scharfen Züchtigung geschritten werden. Die Franzosen hatten dieses um so mehr zu befürchten, als sie sich überredet hatten, der Kaiser und der König von Preußen führten in keiner andern Absicht Krieg, als um den Adel wieder in seinen vorigen Stand einzusetzen, und ihm Mittel au Hand zu geben, sie zu züchtigen. Für diese Meinung hatten sie allerhand nicht ganz verwerfliche Gründe. Erstlich waren die Prinzen und ein zahlreiches Korps von Edelleuten bei der kombinirten Armee, um das Volk von Frankreich bekriegen zu helfen. Diesen Umstand hat Condorcet als eine gegen die guten Sitten laufende Sache gerüget, indem er sagte, van Witt hätte mehr Delikatesse gehabt, da er sich weigerte, die vertriebenen Prinzen vom Hause Stuart mit auf die Holländische Flotte zu nehmen, welche bestimmet war, ihnen die Krone wieder zu verschaffen. Zweitens wußte man in Frankreich, daß die ausgewanderten

Prinzen

Prinzen und Edelleute bei allen Höfen Hülfe gesucht hatten, und man hatte sie im Verdacht, daß es ihnen mehr um ihr liebes Ich, als um den König und das Glück der Nation zu thun gewesen war. Drittens waren die gegen Frankreich erlassenen Manifeste gewiß nicht dazu geeignet, die Franzosen eines Bessern zu belehren. Viertens hat der Vorfall mit dem General Lafayette und seinem Anhange nicht wenig dazu beigetragen, sie in diesem Gedanken zu bestärken. Dieser Mann war in die Freiheit der Franzosen verliebt, weil er sich für einen der ersten Urheber davon ansah: aber er wollte dabei den König nicht weiter sinken lassen, als es ihm nöthig zu seyn schien, um diese Freiheit fest zu gründen. So bald er sah, daß die Sache eine Wendung nahm, die nicht in seinem Plane war, erklärte er sich dagegen, wollte keinen Theil daran haben, und entfernte sich. Nachdem er nun von den Deutschen so übel empfangen worden war *), mußten alle seine Anhänger, deren Zahl gewiß sehr groß war, einsehen, daß ihre Parthei einer=

*) Es ist zu befürchten, daß dieser Mann und die Gefährten seines Schicksals so lange im Gefängniße aufbehalten werden, bis man Friede machen, und sie wird ausliefern müssen.

lei Schicksal mit den Jakobinern haben würde, wenn die Deutschen und die Prinzen nebst den Edelleuten ihren Zweck erreichten. Unter dieser Voraussetzung foderte es die Klugheit, daß sie sich zu der andern Parthei schlugen, um sich gegen diejenigen in Sicherheit zu setzen, deren Sache bis dahin wenigstens einigermaßen ihre eigene gewesen war. Es ist so gar wahrscheinlich daß diese Leute in der Folge von den allererbosesten waren: denn eines Theils hatten sie einiges Zutrauen zu den Deutschen gehabt, und sahen sich in ihrer Hoffnung betrogen, woraus gewöhnlich Haß und Feindschaft entspringt; andern Theils mußten sie fürchten, durch den geringsten Schein von Mäsigung in Verdacht zu kommen. Wenn man die Geschichte der Brissot, Hebert, Danton, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins, Barbaroux, Wimpfen, Cůstine und hundert anderer, so weit sie bekannt sind, durchschaut; so findet man in dieser Vermuthung gewiß einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. — So vielerlei Ursachen wirkten zusammen, um den guten Fortgang der deutschen Waffen zu hindern, und die Absichten der gemäßigten Parthei in Frankreich zu vereiteln.

Die Wirkungen dieser Ursachen zeigten sich gleich beim zweiten Feldzuge, indem die Franzosen mit einer viel größern Macht zu Felde giengen. Die Deutschen Mächte, welche nun eingesehen hatten, daß die Verheißungen der Emigranten bei nahe ganz allein in deren Einbildung Grund hatten, die aber demungeachtet ihr Vorhaben nicht aufgegeben, sondern es höchstens mit der Absicht einige Eroberungen zu machen verbunden hatten, giengen gleichfalls mit mehr Ernste zu Werke, und bekamen Mitgehülfen an England, Spanien, Holland, Sardinien und dem Deutschen Reiche, welchen allen die Franzosen seither den Krieg angekündigt hatten. Die Truppen hatten zwar von der Zuversicht allezeit zu siegen schon vieles verloren: aber die Hinrichtung des Königs von Frankreich hatte sehr grossen Eindruck auf sie gemacht. Sie sahen an den Franzosen lauter Königsmörder, der Gedanke, Rächer eines schimpflich getödteten Königs zu seyn, gab ihnen Muth, und der glückliche Erfolg, den ihre ersten Unternehmungen in Deutschland sowohl als in Belgien hatten, beseelte sie wieder mit dem vorigen Zutrauen auf ihre Ueberlegenheit.

- - Possunt, quia posse videntur.

Zu dem war mit dem Schicksal Lafayette's der Eifer aller Königsfreunde noch nicht erloschen. Dümourier und mit ihm einige Generale folgten dem Beispiele ihres unglücklichen Vorgängers, aber auch diese hatten bei nahe einerlei Schicksal. Dieses mußte allen übrigen die Lust benehmen, dasselbe zu thun. Unterdessen haben sie doch nicht nachgelassen, an der Ausführung ihres Projektes zu arbeiten, nur schlugen sie einen andern Weg ein. Um sich der Gefahr nicht auszusetzen, von den Teutschen Gesetze annehmen zu müssen, oder gar übel behandelt zu werden, komplottirten sie unter sich in verschiedenen Städten und Departementen, um die jakobinische Parthei zu stürzen. Bei den Armeen, zu Paris, und selbst im Schoose des Conventes, gab es Komplotte und Verschwörungen. Diese Komplotte wurden entdecket, und nun gieng es ans Köpfen. Die Guillotine war in beständiger Bewegung: Tausende, und unter diesen auch die unglückliche Königin nebst der Schwester des Königs, mußten den Hals unter das Mordeisen hinstrecken, und das Schaffot mit ihrem Blute färben. Von diesen ohne Unterlaß auf einander folgenden Mordscenen konnte sich jeder den Schluß abstrahiren, daß die jakobinische, oder wie man will, die re-

publikanische Parthei in der Beharrlichkeit auf ihrem Entschlusse bis zur Wuth gestiegen, und gefaßt war, eher alles aufzuopfern, als nachzugeben. Die Ursachen dieser grausamen Maasregeln findet man in dieser Schrift an mehrern Orten. Man verband damit alles, was die scharfsinnigste Vorsichtigkeit nur erdenken konnte, um beinahe die Möglichkeit anderer Verschwörungen zu zernichten. Kein Edelmann durfte mehr bei der Armee dienen. Kommissäre vom Nationalkonvente, von deren Sinnesart man versichert war, standen an der Spitze jeder Armee, und beobachteten mit Falkenaugen die Schritte der Generäle. Die ganze Nation ward aufgebothen, die Waffen zu ergreifen, und wer sich dessen weigerte, ohne Barmherzigkeit niedergeschossen.

In dieser bedenklichen Lage fieng auf einmal von zwo Seiten für die koalisirten Mächte ein neuer Strahl von Hoffnung an zu glänzen. In den westlichen Bezirken von Frankreich hub eine mächtige Parthei das Haupt empor, gewann den Republikanern wichtige Vortheile ab, und schien Paris selbst zu bedrohen. In Süden bemächtigten sich die Engländer der Stadt und des Hafens zu Toulon, nebst einem großen Thei-

le der Französischen Marine. Niemals war vielleicht der Nationalkonvent in größerer Gefahr gewesen: denn nichts war wahrscheinlicher, als daß die koalisirten Mächte durch schleunige und mächtige Verstärkung an Truppen trachten würde, diese Vortheile auf beiden Seiten mit Nachdruck zu behaupten. Allein, sey es, daß man allerseits in Grundsätzen und Absichten nicht einig war, oder weil sehr komplizirte Allianzen selten von großem Erfolge sind, die Unterstützung an Mannschaft blieb für die Königsfreunde in der Vendee ganz aus, und kam in Toulon so schwach und vertröpfelt an, daß am Ende nichts geschah — die Königsfreunde sich wieder verkrochen, und Toulon wieder geräumet werden mußte. Wer soll hier nicht ausrufen:

Fata obstant! —

Das Schicksal will es anders! Wo so viele gegen einen sind, der von sich selbst eine ansehnliche Macht besitzet, ist die Karte gewöhnlich sehr ungleich gemischet. Dort sind Mistrauen und Verschiedenheit der Absichten unmöglich zu vermeiden; hier will jeder sich ein Bischen schonen, weil er glaubt, daß auch ohne zu große Anstrengung seiner Seits, die Sache doch denselben Weg gehen werde; hier biethet man alle Kräfte

auf, und glaubet nicht genug gethan zu haben, so lang nicht alles geschehen ist. Diesesmal focht auf der einen Seite Enthusiasmus und Verzweiflung, auf der andern kaltblütige Politik. Wenn unter solchen Umständen die Französische Nation unterliegen sollte; so konnt' es nur durch ein Wunder geschehen: denn an natürlichen Mitteln diesen Zweck zu erreichen hat es wirklich gefehlet. Holland, ehemals eine der wichtigsten Seemächte, hatte kein einziges Kriegsschiff in der See, und genoß doch in vollem Maaße die Ehre, mit einer Seemacht Krieg zu führen: Spanien war zur See in ewiger Rüstung, und seine Landmacht, die den Königsfreunden in der Vendee am nächsten war, konnte niemals über die Grenzen kommen: Sardinien hatte weder Geld noch Truppen, und in Neapel hatte man kurz zuvor das erste Kriegsschiff gebauet. Schweden und Dänemark waren auf die Schritte Rußlands aufmerksam, und fanden es ihrem Interesse gemäs, zuerst für sich zu sorgen: Rußland hatte in Norden und Osten von Europa zu wichtige Angelegenheiten, um an demjenigen Theil zu nehmen, was in Süden und Westen geschah. Oesterreich, Preußen und England hatten auf aller Beistand gezählet, und das Reich deliberir-

te! vermuthlich glaubten alle zu unthätigen Mächte, die Sache würde sich von selbsten geben: dieses war aber wiederum Unkunde von der Lage der Sachen.

Rusticus exspectat. dum defluat amnis, at ille
Labitur & labetur in omne volubilis ævum.

Unterdessen hatte Prinz Koburg doch bereits im Hennegau drei Festungen nach einander erobert: aber die Engländer wurden bei Dünkirchen geschlagen, und die Kaiserlichen hatten bei Maubeuge bei nahe dasselbe Schicksal: sie mußten wenigstens die Belagerung aufheben, und die späte Jahreszeit erlaubte nun nimmer, etwas mehrers zu thun, als höchstens die erfochtene Vortheile im Hennegau zu behaupten, welches dann auch in jener Gegend geschah. Am Rheinstrome hatten die Deutschen Armeen viel tiefer in Feindes Land eingedrungen, weil sie, wie wir gesehen haben, bis nahe an Strasburg gekommen sind. Aber es fehlte ihnen an einem festen Platze: um sich zu erhalten, war eine förmliche Winterkampagne, und um diese zu unternehmen, eine ganz frische Armee vonnöthen. Da es nun unmöglich war, eine frische Armee so geschwind herbeizuschaffen, so blieb nichts anders übrig,

als dem Feldzuge durch Räumung alles eroberten Gebiethes ein Ende zu machen.

Man stelle sich die Bestürzung vor, die dieses Land plötzlich traf, als die Nachricht sich verbreitete, daß die Armeen im Rückzuge begriffen wären. Wenn schon das erste mal die Ankunft der Franzosen Schrecken verbreitet hatte, wo man nicht wußte, daß sie jemanden etwas zu Leide gethan hatten; so war dieser Schrecken jetzo um so größer, da man unterrichtet war, wie unbarmherzig sie schon an vielen Orten gebrandschatzet, das Land ausgeleeret, und mit noch größern Uebeln gedrohet hatten. Man tröstete sich zwar noch ein Bischen mit der Hoffnung, daß die Franzosen mit der Entsetzung von Landau und mit der Befreiung ihrer Grenzen sich begnügen, und im Winter den Krieg nicht angriffsweise fortsetzen würden, und zwar um so mehr, als wenigstens die Preußische Armee noch in ziemlich gutem Stande, und die Oesterreichische immer noch stark genug war, um die Französische Flanke zu beunruhigen. Die Preußischen Generäle hatten sich auch anfänglich geäussert, daß sie nicht über Frankenthal und Worms, wo das Hauptquartier des Prinzen von Hohenlohe seyn

sollte, zurück gehen würden. Allein eines Theils kannte man die Kühnheit und den unruhigen Geist der Franzosen, so wie ihre Begierde, große Beute zu machen, zu welchem Ende sie Ausleerungskommissäre bei sich hatten; andern Theils war es sehr zweifelhaft, ob der König von Preußen seine Armee länger im Felde lassen, oder vielmehr zurück rufen würde. In dieser fatalen Lage hätte jedermann gern das sicherste gespielet, und seine Person sowohl als bewegliche Habseligkeiten in Sicherheit gebracht: allein die Zeit war zu kurz, die Jahreszeit zu ungünstig, und was das Uebel vergrößerte, die Armee bemächtigte sich alles Fuhrwerkes zu ihrem eigenen Gebrauche, so daß es unmöglich war, vieles bei Seite zu schaffen. Zu dem gerieth man in eine Art von Perplexität, wenn man überlegte, daß sich nicht wohl vorher sehen ließ, wie lange der Feind im Lande bleiben — ob er nicht, wenn die Habseligkeiten weg wären, sich an den Personen erholen, oder wo auch diese ihr Heil in der Flucht gesuchet hätten, sich an den Häusern rächen würde. Man hatte nebst alle dem nicht den Feind allein, sondern auch dessen Anhänger, und hauptsächlich das zügellose Gesindel zu fürchten, das jede Gelegenheit benutzet, wo es auf Kosten ver-

mögender Leute etwas erhaschen kann. Es hat seit dem dreißigjährigen Kriege wohl keinen solchen Krieg gegeben, wenn man etwa den letzten Amerikanischen ausnimmt: denn dieser Krieg wird nicht zwischen Armeen allein, sondern wie der dreißigjährige, ebenfalls von Hause zu Hause geführet. Dort sah man nichts als Katholicken und Protestanten; hier sieht man lauter Aristokraten und Demokraten. Zum Glücke waren, wie wir hören werden, die Franzosen diesmal klüger, indem sie zwischen beiden gar keinen Unterschied machten. Ihre Sache war, das Land leer zu machen. Sie fanden es mit allem Ueberflusse angestopfet, und wußten diesen Vortheil wohl zu benutzen.

Man hatte sich wohl darauf versehen, daß sie alles nehmen würden, was sie zu ihrer Bewaffnung und zu ihrem Unterhalte bedürftig waren: aber man hatte gehoffet, daß der Soldat sich keiner Plünderungen erlauben würde. Die Befehle waren auch wirklich zu diesem Ende gegeben, und zwar sehr strenge Befehle: allein der siegende Kriegsmann, der nach Beute lüstern ist, um sich dann und wann einen guten Tag machen zu können, läßt sich in Freundes Landen nicht alle-

zeit so genau in Ordnung halten, um so weniger ist dieses möglich, wohin er als Feind kömmt. Besonders sind die streifenden Vortrabe in solchen Gelegenheiten gefährlich. Diese haben aller Orten ihre Ankunft mit Plünderung der Häuser und Beraubung der Personen, welche sie ausser den Häusern antrafen, schrecklich gemacht: Geld, Uhren, Schuhschnallen, selbst Schuhe, Strümpfe, Hüte und andere Kleidungsstücke von beiderlei Geschlechte waren ihre Beute. So bald regulirtes Volk und Offiziere ankamen, ließ dieser Unfug zwar ein wenig nach: aber ungeachtet der verhängten Todesstrafe auf jede Art von Plünderung, und ungeachtet diese Strafe wirklich schon einige mal vollzogen worden war, gab es doch immer noch Waghälse, die selbst ihr Leben um einen kleinen Gewinn aufs Spiel setzten. Ueberhaupt war der Soldat bei seiner Ankunft zu mehr nicht berechtigt, als Speise und Trank zu fordern, und sich mit Eßwaaren zur Nothdurft zu versehen. Dieses war schon viel, da der Armee nichts nachgeführet wurde. Anfänglich geschahen Ausschreibungen an Brod und Fleisch: aber sie waren so ungeheuer groß, daß sie nicht konnten auf der Stelle erfüllet werden; besonders die Forderungen des Fleisches nicht.

Der Erfolg davon war, daß nun die Soldaten selbst in die Ställe giengen, Kühe, Ochsen, Schaafe und Schweine heerdenweise zusammen trieben, und sie schlachteten, sie mochten fett oder mager seyn. Da sie des Viehes weit mehr zusammen brachten, als sie verzehren konnten, so blieb es unter freiem Himmel in der größten Kälte stehen, und zwar ohne Futter, und die Kühe ohne gemolken zu werden. Es krepirte auch vieles davon, zum Theil vor Hunger und Kälte, zum Theil vom Druck der Milch. Man bath die Soldaten um Erlaubniß, diesen armen Geschöpfen ihren drückenden Ueberfluß von Säften abnehmen zu dürfen, aber umsonst: ein Zug von Grausamkeit, dessen der Franzos in seinem Uebermuthe fähig ist. Bei alledem wurde, nachdem das Vieh schon großen Theils aus den Ställen war, für Offiziere, und besonders für Kommissäre, täglich mehr Milch gefordert, als man aufbringen konnte, und zwar immer mit den schärfsten Bedrohungen. Damit nichts unverwüstet bliebe, erbrachen die Soldaten die Keller, besoffen sich, und ließen den Wein rinnen, daß sie darin herum wadeten. Man stellte Wachen an die Keller der Emigrirten: aber die Wachen besoffen sich entweder selbst zuerst, oder konn-

ten doch dem eindringenden Schwarm der Durstigen nicht Einhalt thun. Ein Hussarenoffizier hat mich versichert, daß in einem Dorfe, welches er nicht nennen konnte, zwei oder drei Freiwillige im Wein ersoffen seyen. Die Sache ist sehr wohl möglich: denn man betrinkt sich, wie bekannt, nirgends eher als in einem Weinkeller, wo selbst der eingesperrte Wein noch immer stark genug ausdünstet, um den Kopf in kurzer Zeit toll zu machen. Läßt man nun den Wein vollends rinnen, so darf man nur einmal fallen, um ihn im Uebermaase in den Leib zu bekommen: dann fällt und fällt man so oft, bis man am Ende nimmer aufstehen kann. Man denke, wie viel bei einer solchen Wirthschaft von diesem edlen Gute verderbet worden sey, in einem Lande, wo es in unbeschreiblicher Menge war. Da, wie ich schon bemerket habe, diesen ziemlich unmilitärischen Soldaten eine etwas cynische Lebensart beiwohnet; so begnügten sie sich manchmal nicht, den Wein auslaufen zu lassen, sondern trieben im Rausche noch Unflätigkeiten. Damit ja von dem ausgeronnenen Weine kein Gebrauch mehr gemacht werden könnte.

Im Durchschnitte genommen haben die Freiwilligen, oder Nationalgarden den größten

Unfug getrieben. Die regulirten oder Linientruppen haben sich auch diesesmal durch bessere Ordnung ausgezeichnet. Man hat Züge von Großmuth und Menschlichkeit bei ihnen gefunden, worüber man sich um so mehr wunderte, als man sie weniger erwartet hatte. Der erste Besuch, den ich erhielt, war von einem Hussaren, der mich mit der größten Höflichkeit um ein Frühstück ansprach. Dieser Mann hat mir zu allererst die traurige Versicherung gegeben, daß ich Gefahr liefe, ausgeplündert zu werden. Von den regulirten Truppen, sagte er, haben Sie zwar nichts zu fürchten, aber desto mehr von den Nationalgarden. Das sicherste Mittel dagegen ist, daß sie ein Paar Mann von erstern zu sich ins Haus nehmen, und gut bewirthen. — Da ich beinahe nicht zweifeln konnte, daß es mein Hussar mit mir gut meinte, so bath ich ihn, bei mir zu bleiben: allein er entschuldigte sich für den Augenblick damit, daß er dem Vortrabe folgen wollte, um zu sehen, ob es nicht etwas zu schlagen geben würde. Komme ich gesund und lebendig zurück, sagte er; so sehen wir uns diesen Abend wieder, und dann kann ich vielleicht bei Ihnen bleiben. Er hielt auch Wort: allein da ich ohnehin eine starke Einquartierung von re-

gulirten Truppen zu gleicher Zeit bekam; so verließ er mich wieder, und suchte sich ein anderes Quartier, indem nun kein Platz mehr war, sein Pferd unterzubringen. Ich hatte nun mehrere Tage lang eine ganze Hauptmannschaft im Hause, und ich kann nicht sagen, daß einer von ihnen auch nur ein unhöfliches Wort gegen mich oder die übrigen Leute im Hause gesaget habe. Daß sie zu essen und zu trinken hatten, das versteht sich: aber dagegen war auch mein Haus gegen alle Anfälle geschützet, indem sie keinen, besonders keinem Freiwilligen, den Zutritt gestatteten. Den Tag hindurch, ehe ich diese Einquartierung erhalten hatte, war die Einkehr sehr stark gewesen: jedoch kann ich nicht sagen, daß sie sich unordentlich betragen hätten. Die Meisten forderten nur ein Stück Brod: gab man ihnen ein Trunk Wein dazu, so nahmen sie ihn mit Dank, und giengen ihren Weg. Ein Dragoner setzte sich zu mir an Tisch, als ich eben zu Mittag speiste. Der Lärmen, der plötzlich durch den Einfall eines Schwarmes von Freiwilligen entstand, nöthigte mich hinaus zu gehen, um, so viel möglich, Unordnung zu vermeiden. Sie nahmen aber nichts, als was von Eßwaaren in der Küche vorräthig war, begehrten einen Trunk

Wein

Wein dazu, und entfernten sich, ohne jemand zu beleidigen: es waren ihrer wohl mehr dann fünfzig. Binnen der Zeit traten auch einige ins Zimmer; mein Dragoner, der mein Besteck auf dem Tische liegen sah, hielt dafür, daß es besser wäre, es zu verbergen, uud that es. Da ich wieder ins Zimmer trat, nnd meine Gäste sich entfernet hatten, zog er's hervor, und gab mir's mit der Warnung, künftig vorsichtiger zu seyn: „Es giebt, sagte er, Leute in unserer Armee, die von solchen Sachen Liebhaber, und nichts weniger, als blöde sind." Es hat in einer Stadt am Rhein sich eine Geschichte ereignet, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten kann, weil sie ein Beweis ist, wie ungern der Soldat das Heer von raubgierigen Kommissären bei der Armee sah. Ein Dragoner kam zu einer Frau, und bath sie um ein Frühstück. Die Frau entschuldigte sich mit der Unvermögenheit: aber der Kriegsmanu ließ sich nicht abweisen, sondern wiederholte seine Bitte mit der Galanterie, die einem Franzosen eigen ist. Weil sie so artig sind, sagte endlich die Frau; so will ich doch sehen, ob ich noch Kaffee für sie finde. Sie thats, und als sie ihn brachte, sagte ihr Gast: Ich bin gekommen, um ihnen zu sagen, daß sie

etwas von ihrer Habschaft im Hause verborgen haben, und verrathen sind: ich weiß so gar, daß das Krautfaß vor dem Loche steht, wo es lieget. Nun ist mein Rath, daß sie es geschwind an einen andern Ort bringen, und dazu will ich ihnen helfen, sonst ist es vielleicht in einigen Stunden verloren.—Welcher Abstich zwischen dem Herzen dieses Mannes und der Person, welche diese abscheuliche Verrätherei begieng! dort die größte Edelmuth, hier die verworfenste Niederträchtigkeit, die auf nichts anders abzielte, als am Raube Theil zu nehmen. Dieses ist auch wirklich sehr vielfältig geschehen. Ich bin Augenzeuge gewesen, daß Leute bei der Ausplünderung ihrer Nachbarn frohlockten, sich zu den Soldaten gesellten, mit ihnen auf fremde Kosten soffen, und entweder selbst mit plünderten, oder die geplünderten Sachen bei sich verbargen, damit der Soldat sie in Sicherheit versilbern konnte. Es ist zuverläßig, daß manche Landesinwohner sich in Französische Monturen steckten, und auf Raub ausgiengen: man hat mich so gar versichert, daß Mädchen in diesem Aufzuge mit auf Streifzüge ritten. Wenn der Soldat nicht wußte, wo er Wein und Eßwaaren bekommen konnte; so fand er um Halbpart gleich einen gutmüthigen Kund-

schafter, der ihm Anleitung gab, und ihm sagte: Dieser oder jener ist ein Aristokrat. Diese Unsittlichkeit muß in Frankreich nicht Mode seyn, wie hier zu Lande: denn ich weiß auch, daß die Franzosen darüber erstaunten, und dieses Volk mit der größten Verachtung ansahen. Sie waren unerbittlich gegen ihre eigenen Kriegskameraden, wenn sich einer auf einen Diebstahl oder sonst einer schlechten Handlung betreten ließ. Ueber dergleichen Zügen vergißt man beinahe die Ausschweifungen anderer, so groß sie auch immer waren. Es wurden wirklich einige Leute aufs äusserste geängstigt und beraubt: viele Personen sind nach dem Urtheile der Aerzte an den Folgen des Schreckens gestorben, den ihnen einige Poltergeister eingejaget haben, um Geld von ihnen zu erpressen. Es war aber bei alle dem die Furcht grösser als das Uebel, und das schlimmste unfehlbar, daß man sich einander nicht verstand. Denn da die Offiziere dergleichen Plünderungen und Erpressungen nicht leiden konnten — da selbst unter den Gemeinen nur wenige, und hauptsächlich Nationalgarden, die von den Linientruppen noch verachtet und gehasset werden, sich diese Ausschweifungen erlaubten; so konnten sich nur wenige Fälle ereignen, wo nicht Rath zu schaffen

war, wenn man die Sprache verstanden hätte. Ein Offizier zeigte mir die Liste von den Sachen, welche Theils durch die allgemeine Ausleerung, Theils durch besondere Plünderungen einer Frau abgenommen worden waren. „Sie wird an den rechten Ort kommen, und gute Wirkung thun,“ sagte er, indem er mit der flachen Hand über das Genicke herfuhr. „Das ist eine niederträchtige Rauberei, setzte er hinzu, wodurch die Kommissäre den ungezogenen Jungens von der Armee ein böses Beispiel geben, die Zuchtlosigkeit befördern, und die Nation entehren. Wir sind nicht gekommen, um den deutschen Weibern die Röcke auszuziehen, sondern um aus dem Lande alle Mittel, eine Armee darinn zu erhalten, wegzunehmen; eben weil wir aller dieser Mittel selbst höchst bedürftig sind. Wir nehmen nur an Ueberfluß, an Getraide, Wein, Vieh und Futter zum Unterhalt der Armee: euer Tuch, Leder und Leinwand, um uns zu kleiden, eure Glocken und Metalle, um Waffen daraus zu machen: was euch sonst genommen wird, geschieht gegen den Willen der Nation, die auch sicher nichts davon bekömmt.“ Alle vernünftige Soldaten und Officiere seufzten wenigstens nach Winterquartieren, um dem einreissenden Ungehorsam und der immer

mehr überhand nehmenden Zuchtlosigkeit zu steuern. Wenn diese Unordnung noch lange dauert, sagten sie; so bekommen wir eine Armee Säufer und Plünderer, und dann hat der Feind gewonnen Spiel. Dabei machen wir uns so verächtlich und so verhaßt, daß am Ende alle Völker gegen uns aufstehen müssen, um die Waffen nicht eher niederzulegen, bis wir vertilget sind.

Ohne die Dazwischenkunft der Kommissäre würden sich die Franzosen und Deutsche bald wieder einander gewöhnt, und jene diesen kein Leid mehr gethan haben. Denn es waren im Grunde doch noch immer Franzosen, die nicht lange böse thun, sondern gleich wieder in ihre Jovialität zurücke fallen, und eine Art von Hausgenossen werden. War einer bei Leuten einquartiert, die ihm nichts geben konnten; so suchte er's anderswo, und ernährte seine Wirthe. Sie gaben den Leuten allerhand Anschläge, um ihre Sachen den Nachsuchungen der Kommissäre und ihrer Abgeordneten zu entziehen. Dieß gieng in einem gewissen Orte so weit, daß sie armen Leuten halfen, ihr Vieh bis unters Hausdach hinauf zu schleppen, wenn sie merkten, daß jemand kommen und es holen möchte.

Nur den Emigrirten, d. i. denen, welche sich bei der Ankunft der Franzosen von ihren Häusern entfernet hatten, waren sie über die masen gram. Dieß geschah offenbar aus Unwissenheit oder Misverstand von Seite des gemeinen Mannes: sie sahen nämlich alle diejenigen, welche ihre Ankunft nicht erwartet hatten, für Feinde an, und warfen sie mit den ausgewanderten Edelleuten und Geistlichen ihrer Nation unter eine Rubrik. Wenn man unterdessen die Gesinnungen der Deutschen Edelleute und Geistlichen in hiesigen Gegenden genau untersuchet; so findet man, daß sie nicht sowohl Feinde der Franzosen, als um sich bekümmert sind. Eines Theils fürchten sie bei dem Reiche, bei ihrer Landesherrschaft oder bei ihrem Bischoffe übel anzukommen, wenn sie an ihrer Stelle bleiben, und sich der Gefahr aussetzen, allerhand Zumuthungen der Franzosen sich gefallen lassen zu müssen: andern Theils gehen diese selbst zu feindselig mit ihnen um, und schleppen sie wohl gar mit sich fort. Sie haben also zwei triftige Ursachen, um auszuwandern. In demselben Falle waren angesehene Magistrate und Civilbeamte. Wenn auch andere Personen, die zu keinem dieser vier Stände gehörten, sich entfernet haben; so geschah es entweder Geschäfte

halber, welche sie auf dem Schauplatze des Krieges nicht verrichten konnten, oder ebenfalls um der Gefangenschaft und der persönlichen Mishandlung auszuweichen. Im Grunde waren also allezeit die Franzosen selbst daran Schuld: sie machten sich Feinde. Daß aber dieses Betragen nicht von ungefähr gekommen sey, kann man ohne besondern Scharfsinn gar wohl errathen: es geschah, um einen Vorwand zur Ausleerung der Häuser zu haben.

Meine Leser werden dieses aus dem Inhalte und dem Geiste der Proklamation erkennen, welche ich ihnen hiernach als eine Beilage mittheile, und in welcher die Kommissäre gleich in den ersten Worten diejenigen für Feinde erklären, welche ihre Wohnungen verlassen hatten. Sie werden auch die Bestättigung der Ausschweifungen darin finden, wovon so eben die Rede war. Diese Proklamation, welche drei Tage nach dem Einmarsche der Franzosen in Worms erschien, brachte den anwesenden Einwohnern einigen Trost, indem sie daraus schließen konnten, daß sie mit aller Plünderung fernerhin verschonet werden würden. Allein sie hatten sich zu voreilig getröstet: denn es gieng ihnen nicht besser, als den Ausgewanderten. Die Forderungen an Schu=

hen, Strümpfen, Hemden, Leintüchern, Gewehren ꝛc. welche in einem fort auf einander folgten, waren nicht zu begnügen, und man konnte es den Kommissarien leicht ansehen, daß sie ihre sogenannte Requisitionen nur darum so sehr überspannten, damit sie unerfüllet blieben, und ihnen der Vorwand nicht entgehen möchte, die Häuser selbst zu durchsuchen. Dieses geschah auch einige Tage später, und zwar von Haus zu Haus, ohne Unterschied, ob der Eigenthümer gegenwärtig oder abwesend, reich oder arm war. Nur diejenigen, welche das Glück hatten, einen Offizier oder auch nur einige Soldaten im Hause zu haben, blieben entweder ganz verschont, oder kamen doch sehr leidlich durch, und zwar abermals ohne Unterschied, ob sie gegenwärtig oder abwesend waren: wenn sie nur nicht gerade ein Lager von Tuch- Leder- Leinwand- oder Metallwaaren hatten. Mit allem übrigen gieng es ziemlich willkührlich her, und man konnte sich auch mittels eines Stückes Geld ranzionieren. Die Gegenstände der Ausleerungen waren: Waffen, Metalle, Eßwaaren, Getreide, Wein, Vieh, Heu, Tuch- Zeug- und Leinenwaare, Leder, Schuhe und andere Kleidungsstücke, Betten und Weißzeug. Zugleich wurden die Glo-

cken von den Thürmen abgeworfen, und mit allem übrigen nach Frankreich geführt. So hausten die Kommissäre, nachdem schon gleich Anfangs aller Orten ungeheure Brandschatzungen ausgeschrieben, und zu deren Sicherstellung Geiseln genommen worden waren. Also Geld, und zugleich was Geld werth war, wurden ohne Barmherzigkeit herausgepresset.

Als ein Probestück der äusserst übertriebenen Forderungen, welche die Kommissäre aller Orten machten, will ich hier eine einzige einschalten; sie lautete folgendermaßen:

Moselarmee.

Im Namen der einen und untheilbare Republik.

Freiheit. Gleichheit. Bruderliebe.

„ Der unterzeichnete Kriegskommissär for„ dert den Schultheissen zu Neuhausen auf, die „ Summe von zweitausend Pfund französischer „ Münze, dreißig Ochsen oder Kühe, vierhun„ dert Paar Schuhe, sechshundert Mannshem„ der, hundert Paar Leintücher, zehen Dutzend „ Tellertücher, tausend Pfund Zinn, vierhun-

„ dert Paar Strümpfe und sechshundert Schnupf-
„ tücher zu liefern. Alle diese Gegenstände müs-
„ sen von guter Qualität seyn, und bis Mor-
„ gen Mittag, den 2. dieß nach Worms ge-
„ bracht werden: wo nicht, und im Falle daß
„ dieser Forderung nicht in allen Punkten Ge-
„ nüge geleistet wird; so soll das Dorf in Kon-
„ tribution gesetzet, dessen beste Einwohner nach
„ Landau geführet, und allda vor das Revoluzions-
„ gericht gezogen werden. Geschehen zu Worms,
„ den 1. Pluvios (20. Jenner) im zweiten Jah-
„ re der einen und untheilbaren Republik."

Beaufumé.

Nun stelle man sich vor, daß dieses Dörfchen schier aus lauter armen Handwerkern und Taglöhnern bestehet, welche ihre Lebsucht aus Worms ziehen, und in Summa vielleicht vierzig Morgen eigenes Feld haben; so kann man errathen, worauf es angesehen war: nämlich den Leuten alles zu nehmen, was sie hatten, und da bei alle dem der Forderung noch nicht genug gethan worden wäre, einige mit fortzuschleppen. Man sollte glauben, die Kommissäre wären lauter Trödler gewesen, und hätten ihre Boutiken garniren wollen. Es wurden auch dergleichen falsche Requi-

sitionen gemacht, wie mich ein Unterkommissär versichert hat, wiewohl man gegen solche eigenmächtige Erpresser mit der äussersten Strenge, nämlich mit der unausbleiblichen Todesstrafe verfuhr.

- - - - Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames!

Es fehlte zum gänzlichen Verderben der unglücklichen Bewohner dieses Landes weiter nichts, als daß der Französische Kriegsmann durchgehends ähnliche Gesinnungen mit den Kommissären hätte haben sollen. Allein, wie ich schon erinnert habe, dem war nicht so. Unsere Bauern von Neuhausen wandten sich an den kommandirenden General, brachten ihm ein mäßiges Sümmchen Geld, etwa den dritten Theil von der angesetzten Summe, und entschuldigten sich, in Ansehung aller übrigen Artickel, mit der Unmöglichkeit. Wo nichts ist, kann man nichts nehmen, sagte der General, und ließ sie im Frieden abziehen. Der Soldat, wenn man einige Bösewichter abrechnet, that beinahe durchgehends nicht mehr, als er gerade thun mußte, um nicht selbst in eine Strafe zu verfallen. „Was nützet michs, daß ich ihnen ihre Sachen nehme," sagte einer zu mir, als die Ausleerung bei mir vorgenommen wurde, „meinetwegen dürften sie alles behalten:

aber ich kann sie nicht über meine Befehle schonen, weil ich fürchten muß, der Kommissär komme hinten nach, und in diesem Falle würde meine Grosmuth übel belohnet werden. Unterdessen können sie versichert seyn, daß ich nichts anrühre, wozu ich keinen Befehl habe. Sie haben hier schöne Bücher, Spiegel, Wanduhren und andere Sachen von Werth: aber sie haben meine Instruktion gelesen, sie enthält nichts von alle dem, und so begnüge ich mich, diese Sachen anzusehen." Er hatte damit angefangen, daß er mir seinen Befehl vorlas: er stellte sodann eine Wache vor die Thüre, um aller Unordnung vorzubeugen, schrieb alles auf, was er nahm, und ließ michs unterzeichnen. So methodische Plünderungen hat man gewiß noch wenige gesehen. Während als die Soldaten an dieser Arbeit waren, kam ein Kommissär dazu, durchsuchte die Gemächer noch einmal, hub vieles auf, was jene hatten liegen lassen, und machte so gar kein Geheimniß daraus, daß ers für sich nahm. Ein Soldat, der als Bedeckung mit dem Gewehr folgte, gab mir einige Kleinigkeiten, so gar Eßwaaren in die Hand, indem er mit einer unwilligen Miene sagte: Tenés citoyen; nehmt dieß zu euch, Bürger; als wollte er sagen: Dieser

Raubvogel wirft seine Klauen auf alles, man muß ihm etwas aus dem Gesichte thun. So gut wären freilich nicht alle gesinnet: es gab deren, die auch nach allem griffen, besonders weil man nicht überall gegenwärtig seyn konnte. Wer nicht Französisch verstand, war am schlimmsten daran. Unter allen möglichen Umständen ist jederman froh, mit den Leuten reden zu können, und der Franzose, der von Natur geschwätzig und ruhmredig ist, weiß diesen Vortheil vielleicht mehr zu schätzen, als jeder andere. Ganz zur Höflichkeit und Grosmuth gestimmet, kann er den Höflichkeiten, die man ihm erweiset, nicht lange widerstehen, sondern besänftiget sich bald, so böse er auch anfänglich thun mag

In Ansehung der Patrioten hatten die Franzosen dießmal ihre Denkungsart ganz geändert: es war gar keine Frage darum, ob man ihnen vorhin Freund oder Feind gewesen. Ich bin ein guter Patriot, sagte mancher, ich habe wegen meines Anhanges an die Französische Constitution schon so und so viel leiden müssen. Dadurch hoffte er, sich die Franzosen zu Freunden zu machen: aber er richtete nichts aus. Eben darum, gab man zur Antwort, weil ihr ein Patriot seyd, müßt ihr mehr geben, als andere: hieran

erkennet man die guten Patrioten. Die Ursache hievon lieget zwar überhaupt in der Wandelbarkeit der Grundsätze dieses Volkes: man darf aber auch sicher annehmen, daß viele unter den Gemeinen sowohl als unter den Offizieren und selbst unter den Kommissären im Herzen nichts weniger als Patrioten sind, und alle Patrioten hassen. Wer nun das Unglück hatte, unter solcher Leute Hände zu fallen, der machte freilich seine Schutzschrift nicht gut, wenn er sich einen Patrioten nannte. Die Art von Inquisition, die unter den Franzosen eingeführt ist, und vermöge deren immer einer dem andern nicht trauet, macht zwar, daß sie unter sich eben so wenig aufrichtig von ihren Angelegenheiten sprechen, als die Spanier von der Religion, oder die Venezianer von der Politik: aber wenn man sie einzeln zur Rede bringt, und ihr Vertrauen zu gewinnen weiß; dann höret man des Wehklagens genug.

Veræ voces tum demum pectore ab imo
Eliciuntur.

Wir dürfen nicht reden, heißt es. Wie hart muß es dem geschwätzigen und freimüthigen Franzosen ankommen, seine Meinung nicht sagen zu dürfen. Wie viele Hunderte haben schon unter dem Mordeisen geblutet, blos weil sie ihre Mie-

nung sagten, und weil diese Meinung denjenigen nicht gefiel, welche die Macht über Leben und Tod in den Händen haben! Wenn dann am Ende dieses Volk durch so viele Leiden nicht glücklich wird; wie sehr muß man es bedauern, und wie sehr muß man wünschen, daß der Himmel die Menschen mit so gewaltigen Staatserschütterungen verschone! Die Geschichte weiset nur sehr wenige in dieser Art auf, z. B. die Staatsveränderung Roms unter den Triumphiren, die niemand ohne Schauder lesen kann. Rom verlor damals den größten Theil seiner edeln Geschlechte, und Frankreich verliert jetzo die seinen auf dieselbe Art: damals ward die Welt durch so viel vergossenes Blut nicht gebessert, sondern verschlimmert, und die Zukunft muß lehren, was dießmal geschehen wird. Rube bleibt es vermuthlich lange, wenn es einmal Ruhe wird: die Menschen werden des Getümmels müde werden, und je müder sie dessen werden, desto besser ist der Friede gesichert. England giebt uns ein neueres Beispiel einer Staatsumwelzung. Auch dieses Reich hat von seinen alten edeln Familien nur sehr wenige mehr aufzuweisrn: die meisten sind Opfer der Bürgerkriege geworden. Diese gewaltige und lange dauernde Erschütterung hat aber auch seine

innerliche Ruhe auf lange Zeit ausser Gefahr gesetzet. So lange die Greuelscenen in frischem Andenken sind, welche sich in Bürgerkriegen und Revoluzionen ereignen, arbeiten wenigstens alle diejenigen an Verhinderung neuer Ausbrüche, welche etwas dabei zu verlieren haben. Dieses war auch der Fall zu Rom, nachdem der Kaiser Octavius Augustus dem Reiche Ruhe und Frieden verschaffet, und den Drangsalen des Bürgerkrieges ein Ende gemacht hatte. Daher rief Horaz seinen Mitbürgern zu, als es zu neuen Unruhen kommen zu wollen schien:

O Navis! referent in mare te navi
Fluctus! O! quid agis? fortiter occupa
Portum!

Wenn ich nicht irre; so sind die meisten Kriegsleute der Franzosen dieses Krieges überaus müde, und haben nicht nur kein Vergnügen, sondern Abscheu an der Art, wie in Feindes Landen verfahren wird. Ich schließe dieses aus den Zügen von Grosmuth, deren ich einige schon angeführet habe, und noch mehr aus den mündlichen Unterredungen, die ich mit mehrern von allerley Graden gehabt habe. Unterdessen kann ich auch nicht verschweigen, daß sie ihre Nation, in Ansehung des Vergeltungsrechtes einstimmig recht-

fertigten,

fertigten, und nur wünschten, daß man sie nicht zur Rache gereitzet hätte. „Sie sind sehr glücklich,“ sagte mir einer meiner Ausleerer, „daß sie noch räsonniren, und um das Ihrige reden dürfen: eine solche Freiheit, wenn wir sie uns gegen die Deutschen genommen hätten, würde uns theuer geworden seyn. Man begnügte sich nicht, uns alles zu nehmen, was man fortschleppen konnte: man zerbrach oder verdarb das übrige, und mishandelte die Leute selbst auf das grausamste. — Sie haben meine Frau unbarmherzig geprügelt, sagte der eine. — Sie haben meinen Vater ermordet, meine Schwester genothzüchtiget, oder ihr die Brüste ausgeschnitten, sagte ein anderer. Kurz, es ist kein Greuel, den sie nicht erlitten zu haben klagten. Wenn man auch annimt, daß alle diese Klagen sehr übertrieben sind, und besonders den Deutschen und andern regulirten Truppen nicht zur Last fallen; so kann man doch nicht alle Abscheulichkeiten leugnen, die sich fremde, uneuropäische Freikorps erlaubet haben: sie sind zu oft wiederholet, und so gar von solchen Leuten nicht widersprochen worden, die davon unterrichtet seyn konnten, und gewisser maßen dabei intereßirt waren, sie zu widersprechen. Es sind manche Köpfe abge-

schnitten worden. Mit dergleichen Leuten, die gewöhnlich nur des Plünderns halber mit in den Krieg gehen, verrichtet man keine großen Thaten: durch ihre Ausschweifungen reitzen sie nur den Feind zur Wiedervergeltung, und das Volk leidet darunter. Da sie nur immer plündern und erpressen wollen; so verfolgen sie den Feind auch selten weiter, als bis sie ein Haus antreffen, das sie ausrauben können: denn da ist ihr Beruf erfüllet, und es wird gewöhnlich nicht untersuchet, ob das Haus in Feindes oder Freundes Landen stehe. Ich weiß freilich, daß man glaubte, es mit den Franzosen nicht so genau nehmen zu müssen, da sie gleichfalls begannen, sich durch Sitten, Religion und Regierungsform von dem übrigen Europa abzusondern, und bereits durch ihre Handlungen sich den Haß und Abscheu unseres Welttheils zugezogen hatten: allein man war erstlich gegen die Ruhe nicht gesichert, oder wenn man's zu seyn glaubte, so hatte man übel kalkuliret: zweitens gab es auch jenseits der Französischen Grenzen noch gar viele Menschen, denen das Herz wegen dieser Handlungen und Neuerungen blutete, man lief also in unserm Sinne Gefahr, den Waitzen mit dem Unkraute auszureissen, den Franzosen, welche diese Art Leute

gleichfalls vertilgen wollen, in die Hände zu arbeiten, durch üble Behandlung die Zahl seiner Freunde zu vermindern, oder gar sie sich zu Feinden zu machen. Dieser Fall soll in Bergzabern wirklich sich ereignet haben: der Wirth, bei welchem Prinz Conde sein Quartier genommen hatte, soll einer von den wenigen Einwohnern des Orts gewesen seyn, die es mit ihrem Herrn, dem Herzoge von Zweibrücken, noch gut meinten — und doch wurde er ermordet. Welchen Eindruck dieses auf ähnlich gesinnete Personen gemacht haben müsse, kann jeder sich selbst denken. Man ist auch den Feinden Gerechtigkeit schuldig, und Unpartheilichkeit, welche meine alten Schulkameraden, die Salzburger Rezensenten an mir loben, ohne geahndet zu haben, daß ich es bin, Unpartheilichkeit ist die erste Eigenschaft eines Mannes, der für's Publikum schreibt. Wenn wir verzärtelte Rheinländer so umständlich wüßten, wie die Kriege mit den Türken und Russen geführet werden; so würde weniger gegen die Franzosen geklagt werden. Freilich wohl haben sie dieses Land zum Theil arm gemacht: aber die Menschen wurden mit vieler Schonung behandelt, und ihre Wohnungen wenig beschädiget. Hätten die Franzosen nur mit dem Stallviehe

nicht so verschwenderisch gehauset, so würden nach einem baldigen Frieden die Spuren des Krieges ausser den Häusern der Großen, nicht lange zu sehen gewesen seyn,

Der Strich Landes, welchen sie diesmal im Reiche besetzten, erstrecket sich vom Rheine bis an die Mosel. Die Truppenkette, die Vorposten mitgerechnet, fieng eine halbe Meile unter Worms an, und endigte sich eine Meile ober Trier. Sie traf also von der Pfalz die Aemter Germersheim, Neustadt, Lautern, Lauterecken und Alzei zum Theil: den größten Theil des Herzogthumes Zweibrücken, das Fürstenthum Saarbrücken, was von Worms und Speyer am linken Ufer des Rheins lieget, die Leiningischen Besitzungen u. a. m. Doch machte schon am 24. Jenner die Preußische Armee eine Bewegung vorwärts, und die Franzosen verließen ihre äussersten Posten in aller Eil bei Mitternacht bis auf eine Meile rückwärts, so daß nun Worms und was damit gegen die Mosel hin in einer Linie lieget, wiederum befreiet war. Acht oder zehen Tage später rückten die Preußen abermals eine Meile vorwärts; und nun kam es zu häufigen Postengefechten, welche das Volk in beständigem Allarm erhielten. Man fürchtete sich vor der Rück-

kehr der Franzosen weit mehr, als vor ihrem ersten Besuche: Theils weil sie sich es selbst hatten merken lassen, daß ihre Rückkehr gefährlich werden könnte, Theils weil bei dergleichen Ueberfällen, die in Eil und Unordnung geschehen, gewöhnlich mehr Ausschweifungen begangen werden, als bei einem vollkommenen Ueberzuge. Die Ortschaften, welche das Loos getroffen hatte, zwischen den beiderseitigen Vorposten zu liegen, wie die Stadt Frankenthal, waren am schlimmsten daran: selten bekamen sie einen Besuch von den Franzosen ohne Plünderung. Dieses dauerte bis gegen Ende des Monats May, wo endlich der Feldzug mit dem Uebergang der Kaiserlichen übern Rhein eröfnet, die Franzosen bis nahe an ihre Grenzen zurück gedrängt, und besonders bei Kaiserslautern vom Feldmarschall von Möllendorf hart mitgenommen wurden. Sie hatten aber während den langen Winterquartieren und der angenehmen Frühlingszeit nicht müßig gesessen, sondern zum Zeitvertreib eine neue Festung angelegt, indem sie die Pfälzische Stadt Germersheim zum zweiten Landau machten. Zu dieser Unternehmung mögen sie wohl durch ein Projekt bewogen worden seyn, welches Hr. Tralteur zu Heidelberg gemacht hatte, Landau durch

Ueberschwemmung einzunehmen. Vermuthlich haben sie gefunden, daß die Sache Grund habe, und werden's den Deutschen Dank wissen, daß sie es nicht nach Eroberung der Weissenburger Linien ins Werk gesetzet haben. Nun muß man erst Germersheim und die riesenmäsigen neuen Linien zwischen dieser Stadt und Landau erobern, um der letzten Festung mit Nachdruck zusetzen zu können. Die Folge wird lehren, wie dieses gelinget: wir wollen den Feldzug sich endigen lassen, ehe wir etwas mehrers davon sagen.

Binnen dieser langen Winterquartiere hatte jedermann das lebhafteste Mitleid mit denjenigen, welche ihre Französischen Gäste bis an das Ende des Frühlings behalten mußten. Das Gerüchte gieng, sie mäheten alle Früchte ab, verwüsteten alle Weinberge, und ließen den Leuten von allen ihren Habseligkeiten nicht das geringste. Es ist auch wirklich an manchen Orten übel gewirthschaftet worden: aber doch hat sich's nach ihrem Abzuge gezeiget, daß das Unglück hätte größer seyn können. Besonders haben sie ausser der Gegend von Frankenthal an Feldfrüchten und Weingärten nichts verdorben, und auch da war der Schade gering. Die Deutschen fanden ge-

gen ihre Erwartung alles im schönsten Flor, und mußten durch ihre Züge und Lagerungen mehr verderben, als sie anzutreffen geglaubt hatten. Als die Preußen nach Worms kamen, konnten sie sich nicht genug wundern, beinahe keine einzige zerbrochene Scheibe in der Stadt — und Ueberfluß an Wein und andern Bedürfnißen zu finden, die nun erst aus Furcht eines fernern Ueberfalles bei Seite geschaffet wurden. Ihre Verwunderung war noch größer, da sie in Häuser kamen, welche geplündert worden waren, und nicht die geringste Verwüstung sahen. Der gemeine Soldat konnte sich dieses nur dadurch erklären, daß er glaubte, die Wormser wären zu gute Patrioten. Alle Deutsche bekamen dieselbe Idee, so wie sie weiter in die Gegenden vorückten, welche man mit Grunde für ganz verwüstet gehalten hatte. Aus dieser Ursache mußte in ihren Augen das Land abermals ein Patriotenland seyn, dem sie nicht gut seyn konnten: und der Deutsche Bewohner abstrahirte sich davon die Idee, wie er behandelt worden seyn würde, wenn er an statt der Franzosen Deutsche Feinde gehabt hätte: meine Leser aber werden sich hieraus eine Idee von den Gesinnungen abstrahiren, die der Landmann nothwendiger Weise bekommen muß-

te, wenn er sie nicht schon hatte. So frißt das Uebel um sich, da die Mittel, die man dagegen anwendet, nur dazu dienen, es zu vergrößern. Wenn hie und da die Saat nicht vollkommen bestellet war, so war es nur aus Mangel an Zugvieh geschehen, welches zu stark aufgezehret worden war; nicht aber, weil die Franzosen sich an den Früchten vergriffen hatten. Sie waren im Gegentheile sehr besorgt dafür, gaben gar vielfältig ihre eigenen Pferde unentgeldlich zur Feldarbeit her, und trieben an manchen Orten die Theilnahme an dem Unglücke ihrer Wirthe so weit, daß sie sich selbst vor den Pflug spannten, um unter dem Liede, ça ira, zu Felde zu fahren und es zu pflügen, während der Bauer das Saamkorn ausstreute. Eine so jovialische Grosmuth wird man schwerlich bei einem andern Kriegsvolke finden. Man lasse Kosacken in ein feindliches Land kommen, und sehe hernach, welche Wirthschaft sie geführet haben: man gehe nur jetzo nach Pohlen, und folge den Fußstapfen der Russen, von derer Seite man den Franzosen vorwirft, sie seyn Barbaren. Mir dünket, man könne nichts besseres thun, als die Wahrheit sagen: haben unsere Feinde Tugenden; laßt uns ihnen nachahmen: haben sie Laster, laßt uns sie kennen und vermeiden!

Aus der bisherigen Erzählung mögen mei- ne Leser selbst urtheilen, ob sie die alten Franzo- sen noch erkennen. Meines Erachtens haben sie noch nicht ausgeartet, und werden schwerlich ausarten. Lustige Leute sind keine bösen Leute, und die Lustbarkeit lieget so tief im Charakter der Franzosen, daß sie nicht vertilget werden kann. Ihr Charakter scheinet also im Grunde sich stets ähnlich bleiben zu wollen, wenn gleich hie und da sich ein Zug verwischet, oder ein anderer hin- zu kömmt: das sind zufällige Dinge, die am Wesen nichts verändern. Die Abweichungen, die mir aufgefallen sind, haben ihren Grund in der veränderten Regierungsform. Es ist bekannt, daß der Nationalkonvent zwar nicht befohlen aber doch als eine nachahmungswürdige Sache, gut geheißen habe, sich zu dutzen, das heißt, in der zweiten Person einfacher Zahl mit einan- der zu sprechen. Diese Sitte ist nun unter dem Kriegsvolke schon ziemlich allgemein: man sieht sie für einen Beweis republikanischer Gesinnun- gen an, und da jedermann sich bestrebet, solche Beweise zu geben; so kann man wohl denken, daß das Ihr von einzelnen Personen immer mehr und mehr weiche, und dem Du Platz ma- chet. Ganz natürlich läßt es unter den Frau-

zosen nicht: daran ist aber zum Theil ihre eigene, zum Theil unsere Ungewohntheit Schuld. Bisher zweifle ich auch wirklich noch, ob diese Art zu reden sich erhalten werde: sie verräth erstlich bei uns Europäern zu viel Vertraulichkeit, und diese wird bei den Franzosen noch so bald nicht statt finden. Zweitens hat zwar das Gesetz den Unterschied der Stände von Seite der Geburt de facto aufgehoben; aber es wird doch noch lange anstehen, bis er sich in den Meinungen ganz verliert. So lange aber dieser Unterschied noch in der Meinung besteht, werden diejenigen, die sich besser dünken, nicht daran wollen, mit niederern so vertraulich zu sprechen, und selbst diese werden sich schwerlich in dieser Generation so lebhaft in der Idee der Gleichheit durchdringen, daß das Andenken ihrer vorigen Niedrigkeit, mit dem Hange zur Höflichkeit zugleich darüber verloren gehe. Nebst dem kann wenigstens der bürgerliche Unterschied nicht aufgehoben werden: ein Märe, ein General ist doch immer etwas anders, als ein Taglöhner oder Soldat. Auch habe ich bemerket, daß alle diejenigen, die sich durch gute Lebensart auszeichnen wollen, bei dem alten Sprachgebrauche bleiben, und ich habe dabei nicht ein einziges mal gehöret,

daß ein Soldat seinen Offizier, oder dieser den Soldaten gedutzet habe; wenn sie nicht etwa schon vorhin als Brüder oder gute Freunde diesen Gebrauch unter sich eingeführet hatten. Mit dem Worte Bürger ist es besser gelungen: diese Benennung ist wirklich allgemein, und man höret das Wort Herr äusserst selten, selbst wenn sie mit Fremden sprechen. Der Unterschied zwischen beiden Abänderungen ist aber auch wirklich sehr groß: es war ungleich leichter, die Benennung, Bürger zum Ehrentitel zu machen, als dem Du dieselbe Kraft zu geben. Hierzu gehöret noch, daß sie mit dem Abnehmen des Hutes ungleich sparsamer geworden sind, als sie es sonst gewesen waren. Auch diese wichtige Angelegenheit hat die Sorgfalt des Nationalkonventes beschäftigt, und man weiß, das Robespierre die Sache dahin entschieden hat, daß man vor einer Gesellschaft, nicht aber vor einzelnen Personen das Haupt entblösen solle. Da nun Bürger Robespierre eine einzelne Person, und eine Bande Galeerensklaven eine Gesellschaft sind; so wird wohl diesen mehr Ehre erwiesen werden müssen, als jenem. Das Unschickliche von der Sache besteht hauptsächlich darin, daß man das Hutabnehmen für ein äusserliches Zeichen von Ach-

tung anzusehen fortfuhr, eben also dadurch erklärte, daß kein Mensch dem andern Achtung schuldig sey, sondern nur einer Societät: nun hat man aber niemals einer Societät in abstrakto eine Achtung erwiesen, sondern nur den einzelnen Personen, woraus sie bestand; Robespierre hat also einen großen Beweiß seiner unphilosophischen Denkungsart gegeben, da er diese lächerliche Distinktion zum Gesetze machen ließ. Wenn ich sagen soll, was ich denke; so gefallen mir diese Neuerungen nicht. Es ist vielleicht ein Vorurtheil: aber, mich dünket, daß, wenn sie Stand halten, die Französische Nation mehr dabei verlieren, als gewinnen werde. Unfehlbar verlieren sie in den Augen anderer Nationen von jener angenehmen Sittlichkeit, die man an ihnen zu sehen gewohnt ist, und erlangen dagegen eine Art äusserlicher Rohheit, die sie eben so weit unter andere gesittete Völker herabsetzet, als sie bisher über ihnen gestanden haben. Was zu einer Art von Verwilderung ohnehin beitragen wird, ist die republikanische Verfassung, wenn sie von Dauer ist: denn eine solche Art von Regierungsform ist der Feinheit der Sitten nicht besonders günstig, und man bemerket, daß ohnehin in Republiken durchgehends das Volk gröber ist, als in andern

Staaten. Dieses kann man sogar in unsern Deutschen Reichsstädten erfahren.

Die Franzosen sind wirklich schon ein Bischen verwildert. Die Worte f --tre und b-gre werden täglich geläufiger. Man gebraucht sie im Gespräche mit Frauenzimmern eben so oft, als mit Mannspersonen, und zwar das erstere nicht allein als Zwischenwort oder Ausruf, sondern als regierendes Zeitwort. *) Le cavallier se f -- te (s'élance) sur son cheval, Le cheval f -- t (jette) le Cavallier par terre. On se f -- t (s'enfonce) l'épée dans le ventre. On se f -- t (se foure) dans un coin. On se f -- t) se dit) quelque ohose à l'oreille. f -- tre (pousser) quelqu'un dans la bouë. Il m'a f -- tu (versé) un baquet d'eau sur le corps, und was dergleichen Ausdrücke mehr sind, höret man von Gemeinen und von vielen Offizieren weit öfter, als die eigentlichen Zeitwörter, so daß es scheint, die Zeitwörter, welche die Bewegung eines Dinges von einem Orte zum andern bedeuten, werden nach und nach wenigstens aus dem Sprachgebrauche verbannet werden. Pere Duchêne,

*) Folgende Ausdrücke lassen sich, zur Ehre unserer Muttersprache, nicht wörtlich übersetzen.

dessen eigentlicher Name mir entfallen ist, gieng schon so weit, daß er ein öffentliches Blatt in diesem saubern Stile schrieb: aber sein eckelhafter Republikanismus konnt' ihn doch nicht von der Guillotine retten: es scheint also, er habe unter dieser Larve andere Gesinnungen verborgen. Diese Abgeschmacktheiten haben auch wirklich den Convent veranlasset zu verordnen, daß jederman sich einer reinen Sprache befleißen, und alles Niedere und Platte zu vermeiden suchen soll. Wir wollen sehen, ob er die Zungen der Franzosen, so wie ihre Hände und Füße, am Schnürchen lenket. Es ist hohe Zeit, wenn man nicht zugeben will, daß mit der Sprache auch die Sitten verwildern, wozu eine solche Revoluzion und ein Krieg von dieser Art ohnehin sehr behülflich sind.

Was die Urheber und Häupter dieser Revoluzion mit dem Systeme von Gleichheit eigentlich vorhaben, ist für mich ein Räthsel: jedoch läßt sich in der Ferne ein kleiner Lichtschimmer blicken, welcher, wenn er kein Irrwisch ist, den Ausgang dieses Labyrinthes zu zeigen scheint. Unstreitig muß dem Worte Gleichheit, eine eingeschränktere Bedeutung gegeben werden, als

ihm der große Hause bisher beigeleget, ohne die Ungereimtheit davon einzusehen. Im alleraus=gedehntesten Sinne kann dieses Wort niemals mehr heißen, als daß alle Bürger des Staates ohne Ausnahme dieselben Gesetze zu befolgen, im Falle einer Uebertretung dieselbe Strafe zu erwarten, auf öffentliche Aemter nach Maas ih=rer Fähigkeiten einer wie der andere Ausspruch machen, und endlich nach dem Verhältniße ihres Vermögens gleiche Last zu tragen haben. Al=lein nun entsteht die Frage: Wer vollstrecket die Gesetze? — Die Obrigkeit, heißt es, die das Volk selbst aus seiner Mitte wählet. Man hat diese freie Wahl zur Hauptingredienz der Gleichheit gemacht, und sie daher so gar beim Kriegsvolke eingeführet: auch dieses wählte sei=ne Offiziere. Allein es hat nicht lange gut ge=than, und konnte nicht gut thun. Der zahlreich=ste Theil der gemeinen Soldaten hat gewöhnlich zu eingeschränkte Einsichten, um die Leute rich=tig beurtheilen, und jeden an seinen Platz stellen zu können: hiezu wird eine geübtere Beurthei=lungskraft erfordert, als gemeine Soldaten, die selbst erst anfangen, Soldaten zu seyn, besitzen können. Diejenigen, welche diese Einrichtung beförderten, können unmöglich das Fehlerhafte

davon nicht eingesehen haben: allein die Umstände

Res dura & regni novitas

hatten sie vielleicht nothwendig gemacht. Die Unordnung, welche augenblicklich daraus entstanden ist, hat aber auch eine schnelle Abänderung nicht minder nöthig gemacht. Was bei manchem andern Volke anwendbar seyn möchte, ist es darum nicht auch bei den Franzosen. Sie sind der Intrigue zu sehr ergeben, dabei äusserst lebhaft, anmasend, keck, leichtsinnig, unbeständig. Können wir Offiziere machen, hieß es, so können wir sie auch absetzen, sie richten und strafen. Was ward da aus dem Ansehen der Offiziere? was aus der Mannszucht und dem so nöthigen Ordnungsgehorsam? Alles gerieth augenscheinlich in Verfall, und man mußte schleunig Rath schaffen, oder die ganze Armee wurde aufgelöset. — Was beim Militäre bereits geschehen ist, wird wahrscheinlich auch beim Bürgerstande geschehen. Man hat vielleicht schon eingesehen, daß diese freie Wahl aller Beamten nicht von der besten Wirkung ist, daß Beamte, die ganz von ihren Untergebenen abhängen, zu wenig Ansehen und Gewalt haben, und auf sich selbst zu viel Bedacht nehmen müssen, um überall

nach

nach der Geradheit zu verfahren, welche die Gesetze erheischen. Die Umstände haben bisher noch nicht erlaubet, daß man hierin eine Abänderung machte: aber es läßt sich vorhersehen, daß es geschehen werde, wenn dereinst die Nation das Glück der innern Ruhe genießet, und von dieser Verwirrung noch zu müde ist, um sich von neuem hineinstürzen zu wollen. Schon hat der Konvent den Parisern eine Obrigkeit gesetzet, und die Richter des Revoluzionsgerichtes haben ihre Ernennung gleichfalls dem Konvent zu danken. Die Folge davon wird seyn, daß die Ernennung öffentlicher Beamten von der höchsten Gewalt im Staate abhängen, und alle öffentliche Aemter ein Eigenthum gewisser Familien seyn werden, wenn sie sich einmal dabei befinden, ohne daß man der ungleich größern Zahl nicht auserwählter Familien das Recht abspricht, gleichfalls dahin zu gelangen, wenn sie einige Geschlechter hindurch von der Picke auf dienen. So haben in unserm Vaterlande nur adeliche Personen einen Anspruch auf gewisse Aemter: aber es steht jedem der Weg offen, ein Edelmann zu werden, wenn er nur Mittel hat, diesen Weg zu gehen. Dieses gelinget dem einen früher, dem andern später. Man kennet Schulmeistersöhne, die Grafen ge-

worden sind: man kennet aber auch andere, die eine lange Reihe von Ahnen in öffentlichen Aemtern zählen, ohne daß es ihnen gelungen ist, sich eben so hoch zu schwingen. Non omnibus datum est, adire Corinthum. — Kurz! es wird in Frankreich, wie überall, durch was immer für Mittel und Wege sich eine Kaste bilden, welche das Volk, unter welchem Namen es sey, vielleicht auch ohne unterscheidende Benennung, beherrschen wird. Die Republik kann dabei bestehen, wie sie in Venedig, Genua und Bern besteht, und ich bin der Meinung, daß das Volk nicht nothwendig dabei verlieren müsse, wenn nur die Gesetze gehandhabet werden. Ich sage: nicht nothwendig, d. i. nicht aus der Natur der Sache selbst: ein Paar Uebel sind aber zufälliger Weise damit verbunden. Fürs erste wird es der sogenannten parvenus immer eine große Menge geben, die nirgends viel, in Frankreich weniger als anderswo taugen, und in Freistaaten weit gefährlicher sind, als in Monarchien. Die Französische Republik, so neu sie ist, oder eben darum, weil sie neu ist, liefert hierüber so viele Beweise, daß sie uns die Mühe ersparet, einige aus der Römischen Republik, z. B. aus der Geschichte des Marius herbei zu bringen. Die

se Leute wollen gewöhnlich durch Hochmuth und gebieterisches Wesen ersetzen, was ihnen von Seite des Vorurtheiles mangelt, um sich das Ansehen zu verschaffen, welches ihrem Amte oder ihrem Stande ankleben soll. Für's zweite können zwar gute Gesetze dem Uebel vorbeugen, welches hieraus entspringet: allein wenn eine große Menge Menschen, die in den ersten Aemtern stehen, ihr Interesse dabei finden, die Gesetze nicht zu handhaben; so sind sie ihrem Verfalle schon wiederum am nächsten. Daher sind die Republiken gewöhnlich vielen innerlichen Erschütterungen unterworfen: werden sie einmal ruhig, so arten sie in eine despotische Aristokratie aus, wie jene von Venedig, oder es tritt mitten aus den Convulsionen ein unternehmender Mann hervor, und wirft sich, wie Cäsar, zum Alleinherrn auf. Eine gute und zugleich dauerhafte republikanische Verfassung kann wohl nicht zu Stande gebracht werden — am allerwenigsten in großen, reichen und sehr bevölkerten Ländern. Dieses haben die Nordamerikaner eingesehen, da sie bei ihrer neuen Verfassung erstlich die verschiedenen Provinzen, woraus ihr Staat besteht, nur in gewissen Stücken in Verbindung gesetzet, in andern aber unabhängig von einander gelassen — und zweitens

noch überdieß die vorläufige Verfügung getroffen haben, daß der ganze Staat in zween von einander durchaus unabhängige Theile zerfallen soll, so bald er zu einem gewissen Grad von Bevölkerung und Reichthum gekommen seyn wird. Auch Nordamerika ist ein demokratischer Staat: Es scheint daher den Gesetzgebern dieser Republik geahndet zu haben, daß eine zu große Demokratie nicht bestehen könne.

Dieser Meinung bin ich auch, und ich habe immer für die Hauptursache des Verfalles der Römischen Republik gehalten, daß das Volk durch seine Tribunen die Macht des Senats zu sehr eingeschränket, und sich zuletzt in die ersten Aemter des Staates eingedrungen hat. Ich halte daher dafür, daß das Vorurtheil des Unterschiedes der Stände, selbst als Vorurtheil, in großen Staaten nothwendig sey.

In loco desipere prudentia est.

Meine Meinung hat ihren Grund nicht darin, daß ich die Baron- und Grafentitel für einen nothwendigen Bestandtheil der besten Welt ansehe — hierüber habe ich meine Gedanken bereits gesaget — sondern darin, daß ein großer Staat eine zu große Maschine ist, um in ihrem ordentlichen

Gange durch die einzige Triebfeder einer Macht erhalten zu werden, welche die gesetzgebende und vollstreckende Gewalt in sich schließet. Ist diese Macht ein Fürst; so ist die Regierung despotisch, wie alle Asiatischen Regierungen: ist es eine zahlreiche Versammlung von Mitgliedern der Gesellschaft selbst, welche alle bei ihren Mitbürgern keinen andern Vorzug haben, als den ihnen die Wahl auf eine kurze Zeit verschaffet, so wird sie entweder noch despotischer, oder artet in Anarchie aus. Denn bei einem zahlreichen Volke, besonders wenn es einen lebhaften und unternehmenden Charakter hat, wie die Franzosen, und wenn die einzelnen Glieder unter sich in keinerley Betracht einander untergeordnet sind, kann Ruhe und Ordnung nur durch die äusserste Strenge erhalten werden. Die strengen Maasregeln der Regierung werden im umgekehrten Verhältniße je nothwendiger, je weniger die Macht der Meinung oder des Vorurtheiles der gebiethenden Gewalt in die Hände arbeitet. Wo also die Meinung oder das Vorurtheil ganz weggefallen ist, da ist auch der höchste Grad von Strenge nöthig. Daher schreibt sich die Art zu regieren, die jetzo in Frankreich herrschet: ohne die Guillotine und das Revoluzionsgericht, stünde die Republik

schon heute nimmer. Ein König, den sein Volk für ein höheres Wesen anzusehen gewohnt ist, hat nicht nöthig, seinen Befehlen viel Nachdruck zu geben: sie werden doch vollzogen, weil es Befehle des Königs sind. Im Ebenmaase braucht ein Kollegium von Männern, die aus Familien von höherm Range sind, nicht so viel Gewalt anzuwenden, um seinen Verordnungen Folgeleistung zu verschaffen. Wenn dann nebst diesem das Volk selbst, als Volk seine Stellvertreter hat, und alle drei Stände mit einander einig sind; so kann es nicht fehlen, daß Gesetze und Ordnung gehandhabet werden, ohne daß man oft in die Nothwendigkeit versetzet wird, gewaltsame Mittel zu ergreifen, wie uns die Verfassung Grosbritanniens zeiget. Vielleicht läßt sich derselbe Zweck noch mit zween Ständen erreichen: aber die Frage ist: mit welchen?

Was ich hier gesaget habe, dünket mir dermasen ausser allem Widerspruche zu seyn, daß ich mich selber fragen müßte, warum die Franzosen, denen es doch nicht an Verstande fehlet, es nicht erkannt haben? — wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es ihnen nicht unbekannt war. Eine der Hauptursachen, die sie, wie ich glau-

be, unvermerkt, auf den Weg geleitet hat, den sie wandeln, habe ich an einem andern Orte schon berühret — und es wird noch Gelegenheit dazu geben. Daß auf diesem Wege die Geistlichkeit vertilget werden mußte, versteht sich von selbst: warum es auch der Adel wird, das hat noch seine besondern Gründe. Fürs erste herrschte unter dem Adel in Frankreich ein Sittenverderbniß, das von den Zeiten des Regenten her die höchste Stuffe erreichet hat. Man verzweifelte also an dessen Wiedergeburt zur Umwandlung der Nation. Fürs zweite hat der Adel Himmel und Hölle in Bewegung gesetzet, um diese Umwandlung zu hintertreiben, weil er dabei seine Rechnung nicht zu finden glaubte. Fürs dritte hat er niemals ein Geheimniß daraus gemacht, daß er bei seinem Wiederaufleben alle Jakobiner auf den Schindanger liefern wolle. Wenn also die Französischen Demagogen die Nothwendigkeit vorausgesehen haben, dereinst wieder einen Unterschied der Stände einzuführen; so mußten sie wenigstens glauben, daß sie die Subjekte dazu nicht in den altadelichen Familien suchen dürften, wofern sie nicht ihre Freiheit und ihr Leben in Gefahr setzen wollten. Ich bin zwar sehr versichert, daß das Projekt am Ende doch scheitern

werde, und auch, daß, wenn es ganz gelänge, die Nation auf diesem Wege ihr dauerhaftes Heil weniger finden würde, als auf einem andern; allein nachdem ein Schritt gemacht worden war, wurde schon der zweite zur Selbsterhaltung nothwendig, sodann der dritte und sofort bis auf den Standpunkt, auf welchem sie jetzo steht. Die Demagogen scheinen bei weitem nicht alle Schwierigkeiten berechnet zu haben, die ihnen schon aufgestosen sind, und noch täglich aufstosen. Mir dünket, daß sie jetzo ganz allein um ihre persönliche Sicherheit besorgt sind: so wie einer glaubet, daß er auf diesem Wege in einige Gefahr gerathe, schlägt er einen andern ein: sie sind aber bisher alle schnurgerade zum Schaffot gegangen, und werden wahrscheinlich noch viele Nachfolger haben. Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann man sich einsweilen die grausamen Hinrichtungen aller Edelleute, deren man habhaft wird, daraus erklären, daß ihr Tod das einzige Rettungsmittel für die herrschende Parthei zu seyn scheint. Der unglückliche Gedanke, ein gewisses Projekt durchsetzen zu wollen, und dann Rache und Furcht sind die Veranlassung und die Beweggründe zu allen diesen Trauerscenen. Ich beweine, wie jeder andere gefühlvolle Mensch, das Schicksal

dieser Unglücklichen: aber ich bedaure auch zugleich, daß unter den Umständen, welche eingetreten sind, dieses Schicksal beinahe unvermeidlich war.

Discite justitiam moniti!

Der Haß gegen den Adel und seine Anhänger ist unter den Franzosen, wenigstens im Aeusserlichen, so allgemein als groß. Innerlich mögen wohl die Gesinnungen sehr verschieden seyn: allein man muß sie blos errathen, da sie damit ausserordentlich geheim sind. Sie haben auch Ursache dazu, denn bei dem mindesten Verdachte der Anhänglichkeit an den Adel wackelt der Kopf auf dem Rumpf. Aristokrat ist daher ohne Ausnahme das Loosungswort zur Verfolgung. Sie haben sich zwar, wie wir gesehen haben, durchgehends als Feinde betragen; aber die Wirkungen feindlicher Gesinnungen haben doch hauptsächlich diejenigen getroffen, von denen man gewiß wußte, daß sie Aristokraten sind: nämlich die Fürsten und den hohen Adel. Daher sind auch ihre Schlösser aller Orten zerstöret oder verbrannt worden. Diese Barbarei machet die Franzosen in den Augen jedes wohldenkenden Menschen verabscheuungswerth, weil sie ganz zwecklos ist. Denn sie kommen dadurch ihrem Zwecke, die Aristokratie zu

vertilgen, um kein Haar breit näher: indem wegen eines abgebrannten Schlosses kein Herr aufhört zu seyn, was er ist, sondern nur seinen Unterthanen in der Folge eine neue Last auflegen muß, um sich wiederum eine Wohnung verschaffen zu können. Haben sie im Sinne, das Land zu behalten; so ist es entweder alsdann noch Zeit, diese Kosackenoperation vorzunehmen, wenn das Volk nimmer dabei zu leiden hat; oder sie können diese schönen Gebäude zu anderm nützlichen Gebrauche verwenden, zu Fabriken, Schulen, Spitälern, Kasernen. Ob diese Verwüstungen geradezu von dem Konvent befohlen sind, weiß ich nicht: mir scheint, die Generäle lassen sie gerne geschehen, um sich vom Verdachte des Aristokratismus zu säubern. Die Häuser des niedern Adels, wenn gleich die Eigenthümer nicht gegenwärtig waren, sind ziemlich verschonet geblieben. Dieser Unterschied ist gewiß nicht von ungefähr gekommen. Es sind noch viele Edelleute vom zweiten Range in der Französischen Armee, aber der hohe Adel ist ganz weg. Wenn viele vom niedern Adel mit den Großen ausgewandert sind; so geschah es aus dreierlei Ursachen. Einige verließen ihr Vaterland, weil sie entweder viele Schulden gemacht, oder sich auf eine andere Art

mit der Justitz entzweiet hatten, und nun, nachdem der Credit des Adels gefallen war, fürchten mußten, wie gemeine Bürger vor einer bürgerlichen Obrigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden. Andere folgten dem Beispiele der Grossen aus Eitelkeit, weil sie sich schon wirklich in einen Rang mit ihnen setzten, oder weil sie sich Hoffnung machten, vermöge der Auswanderung zu ansehnlichen Beförderungen zu gelangen. Andere endlich, und deren Zahl ist sehr groß, wurden entweder durch Verheißungen oder durch Drohungen verleitet, auszuwandern: und wo weder Versprechung noch Drohung fruchten wollten, da wußte man es dahin zu spielen, daß sie, um ihr Leben zu erhalten, diesen Entschluß fassen mußten: man hetzte durch Emissäre das Volk, oder wenn es Offiziere waren, die Soldaten gegen sie auf. — Wenn demnach ein Offizier, der sich zwischen Furcht und Hoffnung, wie es ihm mit der Zeit gehen werde, in seinem Vaterlande erhalten hat — wenn, sage ich, ein solcher Offizier in das Haus eines Edelmannes kömmt, und den Wirth nicht findet; so denket er sich leicht in dessen Lage hinein, und bemitleidet ihn, während er alle Großen hasset, weil durch die Großen Frankreichs so viele Tausende seines Glei-

chen unglücklich geworden sind. Freilich verbrennet und plündert er ihre Schlösser nicht selbst: aber der Soldat thut es, und der Offizier läßt es geschehen, besonders wenn die Schlösser so gelegen sind, daß man sie verbrennen kann, ohne die Stadt, oder das Dorf zugleich in Gefahr zu setzen. Unterdessen was hatten die Großen Deutschlands gethan, das die Franzosen gegen sie aufbringen konnte? — wenn man die Kurfürsten von Mainz und Trier ausnimmt, beinahe nichts! Jener hatte sich der Emigrirten aus natürlicher Anhänglichkeit an den Adel angenommen, und weil es ihm schmeichelte, von Königlichen Prinzen kurtisiret zu werden; diesen bewogen die Bande des Blutes. Guter Kurfürst! bei einer andern Gelegenheit würden dich diese Leute kaum über die Schulter angesehen haben, denn sie hatten gewiß mehr Hochmuth, als du. Allein so genau nehmen die Franzosen die Sache nicht: sie sagen:

- - Crimine ab uno
Disce omnes,

es ist einer wie der andere; sie wissen nämlich gar zu wohl, daß alle hohen Stände Ursache haben, ihnen nicht hold zu seyn. Dieß ist, so viel ich weiß, die Gesinnung der Franzosen in

Ansehung des Adels, und dieß sind die Ursachen ihrer Gesinnung. Daß der große Haufe die Stärke dieser Ursachen nicht fühlet, kann man daraus schließen, weil sie ihn zum Theil gar nicht angehen. Bei ihm ist also der Haß gegen den Adel ungefähr das, was bei vielen Leuten die Achtung für berühmte Schriftsteller ist, deren Werke sie nicht gelesen haben: Une haine de réputation, um mich eines Gedankens des Helvetius zu bedienen. In der That läßt man nicht ab, dem gemeinen Manne zu wiederholen, daß der Adel und die Geistlichkeit ganz allein an allen den Drangsalen Schuld sind, die ihn und sein Vaterland drücken: das Gegentheil kann und darf ihm niemand sagen; also glaubt ers und saget's nach, ohne die Sache weiter zu untersuchen. Emigrirte haben mir erzählet, daß wenn sie einen gemeinen Republikaner zum Gefangenen machten, er sich gewöhnlich auf alle Arten von Martern und Mishandlungen gefaßt halte, und in einer Art von Verzweiflung noch eine Weile tobe und wüthe, bis er endlich durch die Länge der Zeit sich überzeuget, daß man nicht im Sinne haben könne, ihm etwas zu Leide zu thun. Dann söhnet er sich mit seinen alten Landsleuten aus, sieht seinen Irrthum ein, und gesteht, daß

man ihn betrogen habe. Sollte nicht die Besorgniß, dergleichen Leute möchten ihren Landsleuten den Staar stechen, eine Mitursache seyn, warum die Franzosen nicht an die Auslösung der Gefangenen gehen wollen, deren sie eine ganze Armee im Oesterreichischen haben? — Diese Vermuthung erhält einige Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß gerade bei der Kaiserlichen Armee die meisten Emigrirten sind. — Man will also den Haß gegen den Adel und die Geistlichkeit zum Charakterzuge der wiedergebohrnen Franken machen. Wenn es gelingt; so machet es im Charakter dieses Volkes eine merkliche Veränderung: denn ehemals trugen sie für beide sehr viel Hochachtung, und dieses hatte Einfluß auf ihre Sittlichkeit im übrigen.

Die Mannszucht, oder vielmehr der Ordnungsgehorsam (Subordination) war bei den Franzosen niemals so strenge, als beim Deutschen Militäre: es haben aber darum die Franzosen gegen friedliche Landesbewohner niemals mehr ausgeschweifet, als andere Soldaten, indem es bekanntermaßen auch in Feindeslanden bei Todesstrafe verbothen war, zu plündern, Feldfrüchte zu beschädigen, Trauben, Obst oder Gar-

tengewächse eigenmächtig zu nehmen. Dieses ist ein Zug von Gerechtigkeit: denn zu Bestreitung der Kriegskosten müssen alle gleich beitragen: wenn man aber die Soldaten wirthschaften läßt; so wird die Last gewiß sehr ungleich vertheilet, und mehr verwüstet, als genossen. Die Armee gewinnet selbst dadurch in mancherlei Rücksicht: denn sie lauft bei ordentlichem Betragen nicht so leicht Gefahr, Mangel zu haben, und erhält die Gesundheit. Franzosen haben mich versichert, daß die entsetzliche Erkrankung der Preußischen Armee in Champagne zum Theil ihre Ursachen in dem unmäßigen Genusse nicht ganz reifer Gewächse und anderer Sachen hatte. Wenn es wahr ist; so ist es der Mühe werth, den Feind auch um seiner selbst willen zu schonen. Daß dermalen der Ordnungsgehorsam noch weit mehr verfallen sey, kann sich jeder aus andern Bemerkungen abstrahiren. Der Offizier muß durchaus mit dem gemeinen Manne halten: einerlei Kost, einerlei Lagerstatt, selbst eigene Bedienung, er mag vom Fußvolke oder von der Reuterei seyn. Ist er vom Fußvolke, so muß er auch zu Fuße gehen, wie der Gemeine, indem es ihm nicht einmal erlaubt ist, auf eigene Kosten ein Pferd zu halten. Man denke, wie viel dadurch ge-

wonnen, wie viele müßige Leute erspäret, wie viele Pferde zum nöthigern Dienste der Armee erhalten, wie viel leichter das Futter herbei geschaffet werde! Freilich leidet das Ansehen der Offiziere darunter: aber es scheint, daß dieser Umstand keinen Einfluß auf das Glück der Französischen Waffen habe. Bei jedem andern Kriegsvolke würde er vielleicht die schlimmsten haben, aber bei den Franzosen hat er beinahe gar keine. Sie sind, wie ich schon gesaget habe, tapfer aus Eitelkeit und persönlichen Ehrgeitz. Diese Eigenschaften wissen auch die jetzigen Häupter der Nation sehr wohl zu unterhalten und zu benutzen. Thut ein Soldat eine schöne Handlung; so wird sein Name in die Säulen des Tempels der Ehre eingegraben. Nun waget er sie: soll er dabei bleiben; so stirbt er eines rühmlichen Todes, und sein Name überlebt ihn.

Non omnis moritur, multaque pars sui
Vitabit Libitinam.

Kömmt er mit dem Leben davon; welche wonnevolle Belohnung, seinen Namen, in jenem Tempel der Unsterblichkeit, selbst zu lesen, und mit Fingern auf sich deuten zu sehen? Eine natürliche Anlage zum Mitleid und zur Großmuth gegen Schwache, unterstützt von dem ihnen eigenen Stolze,

machet

machet auch, daß sie, wie wir gesehen haben, das Volk selbst in feindlichen Ländern mit einer gewissen Schonung behandeln. Diese Schonung gieng beim ersten Ueberfalle, unter dem Generale Cüstine, bis zur Unglaublichkeit. Ich hatte, zum Beispiele, in einem fort ausserordentlich starke Einquartierung: die Soldaten wurden mir in ganzen Hauptmannschaften zugeschicket. Ich mußte sie stets in schöne Zimmer und tapezirte Säle legen: aber ich kann nicht sagen, daß während sechs Monaten nur um eines Dreiers Werth Schaden geschehen wäre. Gewöhnlich hatten sie keinen Offizier bei sich. Da ich denn einmal etwas verlegen schien, um einen Offizier bei so vielen Leuten zu haben; sagte mir ein Gemeiner (es waren Nationalgarden) „Sie können vollkommen ruhig seyn, und sich ganz auf uns verlassen: ein Offizier würde ihnen nichts nützen, denn wir erkennen ihre Befehle nur, wenn wir vor dem Feinde stehen." Er hat mir die Wahrheit gesaget: denn so wild und unheimlich die Leute auch thaten; so führten sie sich doch eben so gut auf, als ihre Vorgänger, beleidigten keinen Menschen, und nahmen jeden kleinen Freundschaftsdienst mit dem verbindlichsten Danke an. Diese scheinbare Zuchtlosigkeit hat also weder auf die

Kriegsverrichtungen, noch auf das moralische Betragen der Franzosen einen merklich bösen Einfluß.

In Deutschland hat man das Vorurtheil gehabt, daß die Franzosen ein weichliches verzärteltes Volk seyen, das gar viel auf physische Gemächlichkeiten halte: ich habe, so lange ich sie kenne, und das ist ziemlich lange, das Gegentheil gefunden. Was bei ihnen einer Verzärtelung ähnlich sah, kam aus einer andern Quelle: sie sind sehr verliebt, und suchen sich auf alle Art beim schönen Geschlechte angenehm zu machen. Jetzo sind sie mehr wild und rauh, als verzärtelt, — wie Mercier sie sich wünschte: fiers, la tête haute, & toujours prêts au pugilat. Alles zusammen genommen, besitzet diese Nation Eigenschaften, die ihr unstreitig einen vorzüglichen Rang unter den Kriegsvölkern von Europa geben. Von Gemächlichkeiten weiß der Soldat jetzo gar nichts: und keine Mühseligkeit schlägt ihn nieder. Sie sind, wie uns Quintus Curtius die Mazedonier schildert: humus cubile est, cibus, quem occupant, satiat. Ich habe beim letzten Ueberfalle Officiere gesehen, die kein Hemd auf dem Leibe hatten, und mich versicherten, sie wären seit sechs oder acht Monaten nicht aus

den Kleidern gekommen. Bei alle dem waren sie munter, gesund und unverdrossen.

- - - Quos nulla fatigant
Prælia !

Meine Leser haben bisher die Franzosen im moralischen, politischen und militärischen Betracht so geschildert gefunden, wie ich sie selbst habe kennen gelernet. Nun ist noch ein Gegenstand übrig, nämlich die Religion, welche ich bisher noch gar nicht, oder nur im Vorbeigehen berühret habe: daß es mit der Religion in Frankreich sehr übel stand, habe ich schon ein Paarmal gesaget, indem ich die Franzosen ein Volk ohne Religion nannte. Das waren sie auch seit geraumer Zeit im eigentlichen Verstande: denn nur diejenigen unter ihnen hatten noch Religion, die im rechten Sinne gar keiner fähig sind — die unwissendeste, und beinahe nur die dumme Klasse des Volkes. Dieses und der Umstand, daß die sehr zahlreiche protestantische Parthei bisher über alle maßen übel gehalten worden war, folglich anstatt gleichfalls lau zu werden, sich in ihren Meinungen oder wenigstens im Hasse gegen ihre Unterdrücker bestärket hatte, ließ keinen Zweifel übrig, daß der Religion in Frankreich eine

große Erschütterung bevor stand. Einige Französische Schriftsteller haben es geahndet; unter andern Voltäre und Raynal. Beide, so wie mancher andere Franzose, der keine Bücher geschrieben hat, waren der Meinung, daß die Veränderung, welche der Religion sowohl in Frankreich, als im übrigen Europa bevorstünde, sich mit dem Deismus, d. i. mit Einführung einer blosen Vernunftreligion oder Anbethung eines einzigen Gottes, ohne Rücksicht auf irgend eine spezielle Offenbarung endigen würde, wofern nicht unser Welttheil in die alte Finsterniß zurück fiele, welches seit der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht wohl zu erwarten ist. Unterdessen wäre dieses letztere doch einiger maßen möglich gewesen, wenn in ganz Europa, so wie in Spanien, Portugall und Italien nur einerlei christliche Lehre geherrschet hätte, und immer von Rom aus durch eine unzählige Menge von Geistlichen aller Art beaufsichtet worden wäre. Diese allein konnten den Strom der Aufklärung durch vorsichtige, zur rechten Zeit gebrauchte Maasregeln, in seinem Laufe hemmen. Allein da nun Europa so verschiedene Sekten zählet, die nicht von Rom abhängen, denen die evangelische Freiheit zu denken; die Schrift und mit der Schrift

die Erblehre Preis gegeben, und ihnen erlaubet hat, an der Religion zu künsteln, so viel sie wollten — da man zugleich in katholischen Ländern, die mit Protestanten untermischet sind, und mit ihnen im Verkehr stehen, unmöglich hindern konnte, daß nicht die Meinungen sich einander mittheilten — nun, sage ich, waren eben dergleichen Maasregeln das Mittel, den Strom nur anzuschwellen, damit er mit größerer Gewalt losbrechen konnte. Die Buchdruckerei beförderte die Sache noch mehr: denn durch sie wurden die Gedanken eines jeden einzelnen Gelehrten in kurzer Zeit die Gedanken aller, und Bücherverbothe veranlaßten nur, daß man desto begieriger nach denjenigen griff, welche wirklich verbothen worden waren. Die Geistlichkeit, die an der Spitze der Censur stand, wurde dadurch nur mehr und mehr verhaßt. Man sagte, wie es beim Moliere heißt: Vous êtes orfévre, Monsieur Jasse! und beschuldigte sie, daß sie ihres Privatnutzens halber, wie Cicero pro domo sua, predigte, wozu auch wirklich ihr Wandel hie und da Anlaß gab. Was man also für ein Mittel gehalten hatte, sich und die Religion im Credit zu erhalten, das brachte unter solchen leidigen Umständen die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Herr Hofrath Schmidt, in seiner Geschichte der Deutschen, ist der Meinung, daß ohne Dazwischenkunft der Reformation, der Deismus um ein Paar Jahrhunderte eher allgemein geworden wäre. Diese Behauptung schien mir anfänglich paradox zu seyn: aber die Gründe, die dieser gelehrte Mann dafür beibringt, setzen sie ausser allem Zweifel, und in dieser Rücksicht sollte man es Luthern Dank wissen, daß er die Reformation begann. Allein es ist nur dabei zu beobachten, daß ohne dessen Werk der Deismus die Religion der Gelehrten allein geworden wäre, so wie in China die Religion des Confucius nur unter dieser Klasse von Menschen herrschet: da hingegen durch die Folgen der Reformation, nämlich durch das Bibellesen und Verbreitung aller Lehren in der Volkssprache, auch unter dem ungelehrten Haufen dem Unglauben Thür' und Thore geöffnet worden sind. — Nun klaget schon seit geraumer Zeit jederman über den einreissenden Unglauben, ich will sagen, über die Hindansetzung der geoffenbarten Religion, an deren Stelle die Philosophie ohne Glauben an Offenbarung sich allenthalben eindränget.

Man muß einem unbefangenen Schriftsteller erlauben, seine Gedanken frei zu sagen. Sind

es Irrthümer; so schaden sie nicht, wenn sie partheilos, mit Mäsigung und ohne Verletzung der Achtung gesaget werden, die man dem Publikum schuldig ist: sind es Wahrheiten; so nützen sie, wofern man nur den rechten Gebrauch davon machet. Niemand, der die christliche Religion blos ihrer moralischen und politischen Nutzbarkeit wegen liebet, und in dieser Zeitlichkeit keinen Privatvortheil davon ziehet, kann ihren Verfall mehr bejammern, als ich: aber bei diesen Gesinnungen blieb ich stets unbefangen genug, um die Ursachen, welche dazu beigetragen haben, und noch beitragen, aufrichtig bei mir selbst zu untersuchen. In wiefern der Verfall des Christenthums und dessen Folgen eine Strafe Gottes sind, habe ich nicht zu bestimmen, um denjenigen nicht in ihre Geschäfte einzugreifen, deren Beruf es ist, das Volk hierüber aufmerksam zu machen. Wenn Ausbrüche feuerspeiender Berge, wenn Erdbeben und Ueberschwemmungen, wenn Hunger und ansteckende Seuchen Strafen Gottes sind; so entstehen sie darum nicht durch ein Wunder, sondern haben ihre Ursachen in dem Laufe der Natur, welchen die ewige Vorsehung geordnet hat. Gleiche Bewandniß mag es mit dem Christenthume haben: menschlicher Weise zu reden, lieget

die Hauptursache des Verfalles jeder mystischen Religion in der natürlichen Wißbegierde des Menschen, vermöge der er den Wirkungskreis seines Geistes stets erweitern, von allem die Ursache einsehen, den Zusammenhang der Theile unter sich und mit dem ganzen durchforschen, kurz: über alles räsonniren will, was nur seine Denkkraft beschäftigen kann. Wenn diese mächtige Ursache dem Christenthume, im Ganzen betrachtet, nicht schädlich werden soll noch kann, weil es eines höhern Ursprungs ist, als andere mystische Religionen waren; so könnte es doch in Europa nur durch ein Wunder unerschüttert bleiben, seitdem jene Wißbegierde so unerschöpfliche Nahrungsmittel erhalten hat, daß sie den ganzen geistigen Mensch verschlingen, und ihm für dasjenige, was er eigentlich nicht wissen kann und soll, keine Fähigkeit mehr übrig läßt. Die Fortschritte, welche Kunst, Philosophie, Physik, Mathematik, Astronomie, Geographie und Geschichte mittels der seit einigen Jahrhunderten allgemein gewordenen Entdeckungen gemacht haben, und nothwendig machen mußten, konnten nicht anders, als auf Kosten des Glaubens an manchen Satz der Bibel geschehen, der im buchstäblichen Verstande, mit diesen, bis zur strengsten Gewißheit er-

hobenen Erfahrungen unvereinbar war. Dem ungeachtet glaube ich, daß ohne besondere Nebenursachen die Religion bei allen diesen Entdeckungen ein Paar Jahrhunderte länger ungekränket geblieben wäre. Diese Nebenursachen sind meines Erachtens, erstlich die Unbescheidenheit, mit welcher man bei jeder neuen unfehlbaren Entdeckung sogleich auf die Bibel zulief, um den Widerspruch zu heben, der zwischen beiden war, oder zu seyn schien. So gieng es mit dem Kopernikanischen Systeme, das mit dem Sta Sol! des Josua und andern Bibelsprüchen sich nicht vertragen wollte, und den guten Galiläi in den Kerker brachte. Dieselbe Bewandniß hatte es mit den Entdeckungen einiger Naturerscheinungen, welche das Alter der Welt nothwendig über Mosis Zeitrechnung hinaussetzten, oder die Allgemeinheit der Sündfluth, so wie deren Dauer zweifelhaft machten, u. d. m. Da nun die Vereinbarungen meistens unglücklich und unbefriedigend ausfielen; so ward dadurch Leuten, die ihren Witz oder ihre Gelehrsamkeit in einem unbekannten Glanze zeigen wollten, Anlaß gegeben, auf Kosten der H. Schrift damit zu stolziren. Die zweite Nebenursache glaube ich darin zu finden, daß die Theologen an statt die Religion zu leh-

ren, welches sie thun sollten, die Unbesonnenheit begiengen, sie aus der Vernunft beweisen zu wollen, welches sie nicht thun konnten. Ich erinnere mich z. B. eine Predigt von einem gelehrten protestantischen Theologen und guten Redner gehört zu haben, in welcher er die Wahrheit der Auferstehung Jesu Christi vom Tode mit allen Gründen zu beweisen sich bemühte, die eine übelberathene Philosophie jemals erdacht hat. Als eine seltene Erscheinung hatte er mich bemerket, und fragte mich in der Folge, wie mir seine Rede gefallen habe? Meine Antwort war, sie taugte nichts. Da er, wie natürlich, über diese Freimüthigkeit betroffen war: so sagte ich ihm weiter: Wenn ihre Zuhörer noch nicht an der Wahrheit der Auferstehung Christi glauben; so möchte es wohl schon zu spät seyn, sie davon zu überführen: und nebst dem ist dasjenige, was sie blos glauben, und zwar als eine Religionswahrheit, nicht als eine Geschichte glauben sollen, kein Gegenstand des Wissens, folglich aller Beweis überflüßig. Glauben aber diese guten Leute schon wirklich an diese Religionswahrheit; so ist bei einem weitläufigen Beweise, nebst dem, daß er abermals überflüßig ist, noch obendrein Gefahr, er möchte Zweifel erregen. Ferner, wenn wirk-

lich unter ihren Zuhörern einige sind, die daran zweifeln; so ist die Frage: ob sie glücklich genug waren, ihre Anstände zu heben, oder nicht. Ist zum Unglück das letzte; so wird ihr Zweifel unfehlbar zur Gewißheit in ihrer Seele, und dann ist es um ihren ganzen Glauben geschehen. Bei solcherlei Händeln ist das Uti possidetis das allersicherste Rechtsmittel zur Vertheidigung: aber da sie meine Herrn durch ihren Fürwitz die Kraft der Erblehre gelähmet haben; so sind sie freilich eher als ein Katholicke zu entschuldigen, wenn sie hie und da das Petitorium ergreifen: nur wünschte ich, daß unsere Theologen sich nicht auch dazu hätten verleiten lassen. — Mein Prediger schien, ohne sich auf den letzten Punkt weiter einzulassen, so ziemlich m[illegible] Meinung zu seyn. Daß ein Theolog alle Gründe durchdenke, welche die Wahrheit der Religion in seiner eigenen Seele ausser Zweifel setzen können, das finde ich an seinem Orte: aber nicht, daß er sie dem ungelehrten Haufen mittheile, dem sie nur Anlaß zum Räsonniren geben, ohne daß er ihre Stärke oder Schwäche gehörig zu beurtheilen im Stande ist. — Die dritte Nebenursache ist die Trennung in Religionsmeinungen, welche unendliche Zänkereien zwischen den

Gottesgelehrten beider Partheien nach sich gezogen hat. Dieses gab den Philosophen Anlaß, eine Lehre, worüber sich die Lehrer selbst die Haare ausrauften, verdächtig, oder wohl gar, wie Rabelais, Swift und Voltäre thaten, lächerlich zu machen. Les esprits emus, saget Bossuet, tombant de ruines en ruines. se sont divisés en une foule de sectes, au milieu desquelles mille gens fatigués de tant de folles visions, & ne pouvant plus reconnoitre la majesté de la religion ainsi déchirée, vont enfin chercher le repos dans l'indifférence des religions. Die vierte Nebenursache sind die Zänkereien der Mönche unter sich — der Kapuziner mit den Franziskaner über die Figur der Kapuze — der Dominikaner mit den Karmeliten über den Ursprung des Rosenkranzes, deren Erfindung die Philosophen am Ende beiden abstritten, und die alten Perser damit beehrten — Der Streit über die unbefleckte Empfängniß Mariä — die Händel der Molinisten und Jansenisten, der Skotisten und Thomisten und was des Zeuges mehr ist. Auch hier benutzten die Philosophen ihren Witz weidlich, und anstatt einem oder dem andern Theile Recht zu geben, lachten sie über beide. Wenn heut zu Tage diese wichtigen Händel nicht mehr mit dersel-

den Hitze fortgesetzet werden, mit welcher sie Anfangs betrieben wurden — wenn sie im Gegentheile ganz in submissis liegen, ohne daß ein Urtheil darüber erwartet werden darf; so ist es, weil schon zu viel darüber gelacht worden ist.

- - - Ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque secat res!

Die fünfte Nebenursache ist meines Bedünkens, daß man die Religion mit zu viel Nebensachen überhäufet und eingehüllet hat, die, wenn sie auch an und für sich nicht zu tadeln sind, doch allemal den Fehler an sich haben, daß sie grossen Theils überflüßig sind. Um diese Dinge im Credit zu erhalten, sah man sich genöthiget, ihnen mehr Werth beizulegen, als sie wirklich hatten, wie es zum Beispiel mit den Ablässen und vielen Mönchsandächteleyen gieng: man hielt mit der äussersten Strenge darauf, und machte dadurch das Christenthum gegen den Willen seines göttlichen Stifters zum bittern Joche, zur schweren Bürde, die mancher abzuschütteln in Versuchung gerieth: — um nichts davon zu sagen, daß sie den Lehrern und Anhängern anderer Meinungen Waffen in die Hände gaben, und

manchen der Gefahr aussetzten, den Körper mit dem Kleide wegzuwerfen,

Die sechste Nebenursache ist, daß man vernachläßiget, das Aeusserliche der Religion den herrschend gewordenen Begriffen anzupassen: gleichwie man in Frankreich verabsäumet hat, die Regierung dem herrschenden Geiste der Nation angemessen zu machen. Ich sehe, sowohl als andere ein, welche vor mir dasselbe behauptet haben, daß es eine sehr häckliche Sache ist, in Religionssachen etwas zu ändern: allein dieser Satz ist nur wahr, wenn die Veränderung gegen den Willen des Volkes geschieht und dessen Begriffen nicht entspricht. So bald ein Volk von seiner ältern Geistesstimmung so weit abgewichen ist, daß es dasjenige, was ihm ehrwürdig gewesen war, mit Gleichgültigkeit, oder wohl gar mit Geringschätzung ansieht, dann ist es Zeit, den Gegenstand vor seinen Augen zu entfernen. Weil aber das Maas der Aufklärung, oder wie man will, der veränderten Denkart, nicht bei jedem Mitgliede der Gesellschaft dasselbe ist, und viele von den Mitgliedern des Staats erst spät dahin kommen, wo andere schon wirklich sind, so müssen diese Veränderungen nicht gewaltsam

und auf einmal, sondern unmerkbar und allmählig geschehen. Es hat z. B. eine Zeit gegeben, wo man die Bettelmönche mit einer vorzüglichen Hochachtuug, und als vollkommnere Menschen ansah. Zur Zeit, als Luther und Calvin erwachsten, hatten diese Orden ihren Credit schon ziemlich verlohren: allein die Reformation verschafte ihnen ihr voriges Ansehen wieder in vollem Maase bei den Völkern, die bei der alten Religion geblieben waren. In einem Zeitraum von beinahe dreihundert Jahren ist man auch unter den Katholicken wieder ungefähr dahin gekommen, wo man vor dieser Zeit gewesen war. Die Bettelmönche erscheinen nicht nur als unnütze, sondern so gar als schädliche und lästige Glieder des Staats: ihre Existenz passet nimmer zu den gangbaren Begriffen. In einer Epoche, wo alle Winkel unseres Welttheiles von Bevölkerung, Industrie nnd Kriegsstande ertönen, wo verfeinerter Geschmack, Reinlichkeit, Thätigkeit und alle Haushaltungskünste gepriesene Tugenden sind — in einer solchen Epoche spielen jene Leute nicht die beste Figur, welche sich durch eine ganz alberne Kleidung, durch Armuth, Bettelei und damit verbundener Unreinlichkeit in der Gesellschaft auszeichnen, und dadurch, daß sie diesen Stand ge-

wählet haben, oder fortsetzen, ihm eine Art hö= herer Vollkommenheit beizulegen scheinen. Die Sache mag an und für sich einen Werth haben oder nicht, davon ist hier keine Rede: ich be= haupte nur, daß sie unter den Umständen keinen habe. Es ist schon Abstandes genug für die ka= tholische Geistlichkeit von ihren Mitbürgern, daß sie sich der Ehelosigkeit unterwirft, und zur löb= lichen Entsagung auf Ueppigkeit nur schwarze Kleider trägt, oder tragen soll. Dieses verschaf= fet den Geistlichen aus mancherlei Ursachen Hoch= achtung bei dem Volke, wenn zumal ihr Wandel damit übereinstimmet. Kömmt nun aber noch dazu, daß sie sich zwischen vier Mauern einsper= ren, ihre natürlichen und bürgerlichen Freiheit entsagen, sich für ihr ganzes Leben der Andacht und dem Gebethe ohne andere Geschäfte widmen, so zeiget sich heute schon manches an dieser Lebens= art, wovon man den zureichenden Grund nim= mer findet, weil dasjenige, was man ehedem dafür angegeben hat, sich nimmer recht zu den herrschenden Begriffen schicket. Jedoch mag die= ses alles noch mit hingehen: wenn diese Leute von ihren eigenen Gütern leben, hie und da noch das Ihrige zu nützlichen Anordnungen im bürger= lichen Leben beitragen, und, wie es wirklich ge=

schieht,

schieht, durch Wohlthätigkeit gegen Arme und durch andere bürgerliche Tugenden beweisen, daß sie zur Gesellschaft gehören wollen, so ist vielleicht die Zeit noch weit entfernt, wo es nöthig seyn wird, an ihrem Stande vieles zu verändern. Aber wenn man zu allen diesen Eigenheiten der religiösen Orden noch das Gelübde der Betteley hinzu setzet, und dabei durch eine ganz und gar ungewöhnliche Kleidung sich das Ansehen giebt, als wäre man aus einem andern Planeten hergekommen; dann ist der Abstand zu groß, zu auffallend, als daß die Sache in einem Zeitpunkte von guter Wirkung seyn könnte, wo man den religiösen Werth davon, so wie den äusserlichen Nutzen allgemein zu widersprechen anfängt. Ob mit Recht oder Unrecht? — davon ist, wie gesagt, keine Rede: ich sage nur, daß wenn man die Meinungen der Menschen nicht ändern kann; man sich nach ihren Meinungen richten müsse. Dies ist nur ein Beispiel: dasselbe gilt von vielen andern Sachen: nämlich von allem, was nicht zum Wesen der Religion nach den Begriffen jeder Parthei gehöret, und nicht zu deren Verschönerung und Verannehmlichung beiträgt — von allem, was das Volk will, oder nicht will. Denn wessentwegen ist denn die Religion den

Menschen vom Himmel geschenket worden? Mit dem Regnum cœlorum vim patitur &c. hat es doch wahrscheinlich keine andere Bewandniß, als daß der Mensch zur Bezähmung schädlicher Leidenschaften, die ihn zur Uebertretung göttlicher und menschlicher Gesetze verleiten, sich Gewalt anthun, und ungeachtet alles Widerspruches seiner sinnlichen Natur, den Weg der Tugend wandeln, d. i. sich seinen Nebenmenschen nützlich, und dadurch Gott gefällig zu machen trachten soll.

Die siebente Nebenursache ist, daß die Theologen den Philosophen keine Antwort schuldig bleiben wollten. Anstatt beim Alterthume und bei der ununterbrochenen Erblehre stehen zu bleiben und die Bestrafung zu großer Ausschweifungen im Denken dem weltlichen Arm zu überlassen, vertieften sie sich in die ärgerlichsten Disputen, die sich doch gewöhnlich mit der beim weltlichen Richter erwirkten Bestrafung endigten, nachdem man die ganze Welt durch hin- und herschreiben auf Dinge aufmerksam gemacht hatte, die ohne diese Gezänke nur wenigen bekannt geworden wären. Ich miskenne zwar den litterarischen Werth gelehrter Untersuchungen in Religionssachen nicht: aber

dieses ist auch der einzige Werth, den ich davon kenne. In Bezug auf die Religion schaden sie mehr, als sie nützen, besonders wenn sie jungen oder ungelehrten Leuten in die Hände fallen, welches heute, da man alles in der Volkssprache schreibt, unvermeidlich ist. Noch ganz erfüllet vonden Ideen seiner Jugendjahre, gewohnt in der H. Schrift alten und neuen Testaments lauter buchstäbliche Wahrheiten zu sehen, oder zu vermuthen, durch den Gedanken einer Versündigung an der Religion auch von der geringsten Versuchung zum zweifeln zurückgeschreckt, lieset ein solcher Mensch z. B. des Abts Jerusalem Betrachtungen über die Religion, (um nicht Bahrdten oder einen andern theologischen Seiltänzer zu nennen) und sieht mit Erstaunen, daß dieser wegen seiner Wissenschaft und Frömmigkeit gleich verehrungswürdige Mann sich auf alle Seiten wendet und drehet, um die Geschichte der Schöpfung, der Sündfluth, des Thurmbaues zu Babel, die Biographien der Erzväter, die Geschichte des Auszuges der Kinder Israel aus Aegypten mit allen ihren wundersamen Umständen — so wie manche andere dogmatische oder historische Lehre einigermasen im Ansehen zu erhalten.

- - - Multum sudavit, & alsit!

Er raubet zwar seinem Leser die Hochachtung für die Bücher Mosis nicht: aber geradezu für göttlich kann dieser sie schon nimmer halten, da der Verfasser selbst sie nicht dafür zu erkennen scheinet, so viele Mühe er sich auch giebt, um es der Welt glauben zu machen. Für die Seelenruhe unsers jungen Menschen wäre es nun schon besser gewesen, dieses an und für sich schätzbare, aber wegen seiner weitläuftigen Schreibart und wegen des augenscheinlich mühsamen Räsonnirens sehr ermüdende Buch nicht gelesen zu haben. Allein geschehene Dinge lassen sich nimmer ändern: die Zweifel, die nun wie Wolken nach und nach in seiner Seele aufsteigen, und das Licht seines Glaubens verdunkeln, veranlassen ihn, auch solche Bücher zu lesen, die gegen die Offenbarung streiten. Zuvor war alles licht um ihn herum: sein Katechismus, den er auf Treue und Glauben angenommen hatte, belehrte ihn hinlänglich, was er zu glauben, und zur Erlangung des ewigen Heils zu thun und zu lassen hatte. Nun wird alles dunkel. Da er nicht mehr zurücke kann, so geht er vorwärts, um etwa jenseits dieser Zweifelwolken ein anderes Licht zu sehen. Es fallen ihm nach und nach die berichtigsten Philosophen Frankreichs und Englands in die

Hände, die er begierig lieset, und sich in den Abgrund des Unglaubens sinken läßt. Was mag wohl Ursache seyn, daß Europa mit so unzähligen Büchern gegen die Religion angefüllet ist, und daß deren noch täglich so viele geschrieben werden? Das Christenthum ist doch, auch nur menschlich betrachtet, eine überaus schöne, wohlthätige und trostreiche Religion: im Christenthume selbst, das lauter Glückseligkeit athmet, ist also wohl die Ursache nicht zu suchen, die ihm so viele Feinde machet. Wenn ich nicht irre: so sind diese irreligiösen Schriften alle, oder doch größten Theils Folgen des Despotismus der Priester und der Verfolgungen, welche sie sich von jeher gegen alle diejenigen erlaubet haben, welche, ohne von der Religion abzuweichen, den Nacken nicht unter ihr Joch beugen wollten — Folgen der unzureichenden natürlichen Gründe, mit welchen sie die Offenbarung zu vertheidigen sich bemühet haben — Folgen der Trennungen in der Lehre über die Offenbarung und des Schwalles mittelmäßiger und schlechter theologischer Schriften, womit die christliche Welt von Anbeginn überschwemmet worden ist, und noch täglich überschwemmet wird: ich darf als eine achte Nebenursache hinzusetzen — Folgen des zu

sehr vermehrten Priesterstandes unter den Katholicken, und der Beweibung der Priester unter den Protestanten: jene schrieben Bücher aus Langweile oder Ehrgeitz; diese um sich und ihren Familien Brod zu verschaffen. Jeder wollte etwas sagen, um seine Waare zu Markte bringen zu können; und so wurde endlich des Neuen zu viel gesaget, daß das Alte darüber vergessen oder verächtlich ward.

Wenn ich glaubte, die Religion Christi müßte durch menschliche Kräfte erhalten werden; so müßte ich meinen Rath wiederholen — die Theologie abzuschaffen, und alle theologische Schrifren nach und nach zu vertilgen. Man saget in einem fort; die Religion bestehe im Glauben an die geoffenbarten göttlichen Wahrheiten, und in einem Lebenswandel, der diesen göttlichen Wahrheiten gemäs ist — braucht es denn eine Million Bände und ganze Armeen von Gottesgelehrten, um der Welt zu sagen, was sie glauben und wie sie leben solle um Gott gefällig zu seyn? Hat nicht Gott dnrch die Schriften seiner Apostel und Evangelisten genug für unsern Unterricht gesorget? — Hat er uns nicht durch die Verheissung: Ich bin bei euch bis an's Ende der Welt

— und durch das heilige Orakel: Die Pforten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen — genugsam gesichert? — Scheint es nicht, als glaubten die Theologen am allerwenigsten an die heiligen Trostsprüche des Erlösers, indem sie, anstatt sich und andere damit zu beruhigen, Streitschriften auf Streitschriften, Verfolgung mit Verfolgung häufen, um die Feinde der Religion zu bekämpfen, und diesem göttlichen Gebäude Festigkeit zu geben? Wie manches unreligiöse Buch wäre gleich bei seiner Entstehung wieder vergessen worden, wenn nicht die Theologen durch ihr Gezänke es im Andenken erhalten hätten! der Name manches Unglaubigen — eines Vanini, eines Desbarreaux, eines de la Barre, wäre mit seinem Besitzer zu Grabe gegangen, wenn ihn nicht die Verfolgung der Priester der Vergessenheit entrissen hätte. Gegen dergleichen Leute zog man noch zu Felde, nachdem sie schon verwesen waren, und ließ nicht ab, die christliche Welt daran zu erinnern, daß es mitten in der Christenheit Leute gab, die keine Christen waren. Dieses Geschreibsel ist, wie es nothwendig seyn muß, ohne allen Nutzen: der Ungelehrte weiß nichts davon; der Gelehrte stöhret sich nicht daran, sondern geht seinen Weg fort. Einem

gewaltsamen Ausbrüche des Unglaubens kann selbst unter dem Volke durch alle Dämme von theologischen Folianten nicht gewehret werden, wie die Geschichte der heutigen Franzosen lehret. Durch die Gelehrsamkeit der Geistlichen wird das Volk nicht tugendhafter, wohl aber durch einen biedern evangelischen Unterricht, und durch gutes Beispiel. Hierain hat es in Frankreich gefehlet. Diese ehemals so religiöse Nation ist nun wirlich so weit gekommen, daß sie dem Christenthume abgeschworen, und sich dem ausschweifendsten Unglauben überlassen hat. Alle Offenbarung ist verworfen, aller christliche Gottesdienst eingestellet, so gar verbothen, uud jede religiöse Ceremonie, als Tauf, Beicht u: d. gl. gänzlich verbannet. Anstatt alles dessen ist der Deismus, d. i. der einzige Glaube an das Daseyn eines Gottes mit einigen zur Anbethuug willkührlich gewählten Feierlichkeiten eingeführet worden. Der öffentliche Unterricht beschränket sich auf die Erklärung der neuen Staatsverfassung, der Pflichten und Rechte der Bürger unter sich und in Ansehung des Staates — auf Erzählung der Heldenthaten, welche die neuen Republikaner ausgeführet haben, und auf Ermunterung zu deren Nachahmung: kurz! es giebt gar keinen

eigentlichen Religionsunterricht mehr, weil es nach dem Begriffe, den man allgemein von dem Worte hat, gar keine Religion mehr giebt. Zwar hat man gleich anfänglich einige Gegenstände der Verehrung angenommen, als z. B. die Natur, die Vernunft, die Philosophie, welche alle man durch junge Mädchen bildlich vorstellte, indem man sie auf den Altar erhub: es scheinet aber, daß man diese ganz besondere Art von Gottes- oder Götzendienst schon wiederum verlassen habe, vermuthlich weil man einsah, daß er auf die öffentlichen Sitten einen bösen Einfluß haben würde: verbothen ist er jedoch meines Wissens nicht förmlich. Man hat gefürchtet, die Franzosen möchten bei ihrem lezten Ueberzuge Lust bekommen, die Deutschen mit ihrem neuen Gottesdienst bekannt zu machen, und ihnen das Stück aufzuführen: allein wenn es hie und da an der Grenze geschehen ist, welches ich nicht gewiß weiß; so hat man doch tiefer im Lande nichts davon gesehen — ob weil sie sich nicht lange aufhalten wolten, und zu solchen Dingen keine Zeit hatten, oder weil sie selbst kein großes Vergnügen daran haben? — kann ich nicht sagen. Sie begnügten sich, ihre Verachtung gegen das Christenthum durch Beraubung, Verunehrung und hie

und da, durch gänzliche Zerstöhrung der Kirchen mit einer dem Französischen Charakter eigenen Leichtigkeit und Munterkeit an Tag zu legen. Die Gotteshäuser wurden allenthalben erbrochen, und was sich an Geräthschaften vom Werth darinnen befand, von den Soldaten unter singen und tanzen geplündert. Diese hatten hin und wieder einen ziemlichen Vorrath von allerhand dergleichen Waaren, als Kleidungen der Heiligen, Ciborienmäntel, Meßgewänder u. d. gl., womit sie Handel trieben, oder die Mädchen beschenkten, die sich Schuhe und andere Kleidungsstücke davon sollten machen lassen. Selbst das verehrungswürdigste Symbol unserer Erlösung, die Cruzifixe wurden von ihrer Stelle gerissen und zerschlagen, oder auf die unanständigste Art entheiliget. Da dieses in unsern betrübten Religionskriegen selbst von Christen geschehen ist; so darf man sich eben nicht wundern, daß es diejenigen thaten, welche keine Christen seyn wollen oder dürfen. Ich muß aber dabei auch erinnern, daß dieser Unfug von Seite der Generale weder gutgeheißen, noch minder befohlen ward, sondern daß sie ihn vielmehr offenbar nicht gern sahen, entweder weil sie selbst noch an der Religion hängen, oder weil sie es wenigstens der Sittlichkeit

und dem Völkerrechte zuwider hielten, die Landesreligion des Feindes öffentlich zu beschimpfen. Es zu hindern stand aber nicht in ihrer Gewalt, indem sie wissen mußten, daß der Convent oder seine Kommissäre es zuließen, wäre es auch nur darum gewesen, um den Soldaten in der ihm noch neuen Irreligion zu bestärken, und durch die Größe der begangenen Missethaten darin verhärten zu lassen. Daß die Glieder des Nationalkonventes selbst hieran keine Missethat mehr sahen, und vermuthlich auch nimmer sehen werden, glaube ich wohl: aber bei den Soldaten könnte in der Folge doch das Gewissen erwachen, und um dieses zu hindern, ist es dienlich, ihm solche Handlungen, die er für Verbrechen halten könnte, recht habituell zu machen.

Man muß unterdessen nicht glauben, daß der Unglaube bei dem gemeinen Volke bereits allgemein sey. Es ist meines Erachtens bei den meisten, die damit groß thun, entweder nur eine Art von Betäubung, die sich von selbst wieder verlieren wird, oder eine Folge der den Franzosen eigenen Modesucht: sie lachen über alles, was ihnen ehemals heilig war, weil es nun Mo-

de ist, darüber zu lachen. Gar viele unter ihnen enthielten sich sorgfältig aller Ausschweifung, und man sah es ihnen an, daß sie gerne in die Kirche gegangen wären, um zu bethen: aber sie mußten fürchten, von ihren Kameraden ausgelachet, oder wohl gar für verdächtig angesehen zu werden. Zu dem hatten sie auch nicht viele Gelegenheit in die Kirchen zu gehen, weil eines Theils beinahe alle Geistlichen ausgewandert, und andern Theils die Kirchen geplündert waren. Wenn ich meinen Beobachtungen trauen darf; so kömmt der Religionshaß nur bei sehr wenigen wirklich aus dem Herzen. Die meisten thun nur so dergleichen: aber wie ich bereits erinnert habe, so freimüthig sie sonst waren, so wenig sind sie es jetzo, so bald von etwas die Rede ist, daß auf ihre Verfassung Bezug hat. So viel ich deren gesprochen habe, die sich mir anvertrauten, die waren alle misvergnügt, und wünschten, daß man weniger Veränderungen gemacht hätte, und bei der ersten stehen geblieben wäre, um aller der Neuerungen und der damit verbundenen Uebel und Mühseligkeiten überhoben zu seyn, deren Ende sich nicht absehen läßt. Erst eine eingeschränkte Monarchie, dann eine Republik, dann eine Revoluzionsverfassung, dann

einen andern Kalender, eine andere Religion, und Gott weiß! was noch anders — alles auf den Schrecken des Todes und auf das Unglück vieler Tausende gegründet. Voltäre und seine Spießgesellen haben freilich daß Ihrige gethan, um durch eine populäre Schreibart die Religion auch bei dem gemeinen Manne zu untergraben: allein da ein großer Theil des Volkes nichts las, und ein weit größerer gar nicht lesen konnte; so mußte auch der Einfluß solcher Schriften auf sie nur mittelbar und durch mündlichen Unterricht verkehrter Menschen bewirket werden. Dieser Gang ist aber zu langsam, als daß man seit der Entstehung solcher Volkslehrer damit hätte sehr weit kommen können. Es muß also, da man einmal alles umzukehren beschlossen hat, das Christenthum jetzo mit Gewalt vertilget werden, so wie es ehedem in manchen Ländern mit Gewalt eingeführet worden ist. Daß diese Unternehmung schwer auszuführen seyn werde, läßt sich aus philosophischen Gründen voraus sehen. Es hat Jahrhunderte durch, ausserordentliche Anstrengung gekostet, um das Christenthum zur allgemeinen Religion zu machen, ungeachtet es, nur seiner moralischen Lehre halber (von Geheimnißen ist hier die Rede nicht) einen fast über-

menschlichen innern Werth hat — ungeachtet Tausende unter den Augen der ganzen Welt von Zeit zu Zeit diese Religion mit dem Martyrtode besiegelten — ungeachtet die Götterverehrung bei deren Entstehung schon sehr in Verfall gekommen, und bei allen denkenden Menschen zum Gegenstande innerer Verachtung geworden war. Bei den Juden, die selbst eine vernünftigere Religion hatten, und fest darauf hielten, fand das Christenthum beinahe gar keinen Eingang, und hat bisher noch keinen finden können. Nun betrachte man, daß die christliche Religion heut zu Tage noch bei weitem nicht in dem Grade des Verfalles ist, als damals das Heidenthum schon war — daß sie an und für sich, nur menschlich betrachtet, von einer unendlich größern Würde ist, als die Abgötterei — daß eine blose Vernunftreligion keine Martyrer erzeugen werde, weil das erste Gesetz der Vernunft die Selbsterhaltung ist — daß im Gegentheil das Christenthum noch bei Tausenden stark genug wirke, um sie bis aufs Blutgerüste zu begleiten — daß die christlichen Potentaten von Europa den Vernunftpredigern nicht gestatten werden, in ihren Reichen Kanzeln aufzuschlagen und Tempel zu bauen, wie die heidnischen Kaiser es den Christen erlaubet haben

— daß der Enthusiasmus zur Verbreitung der Philosophie nicht so stark seyn kann, als wenn er göttliche Offenbarung zu verkündigen hat, daß man dagegen alle Mittel anwenden werde, um diese Philosophie selbst in Frankreich wieder zu ersticken; und man wird mir einräumen, daß deren Erscheinung aller Wahrscheinlichkeit nach ein Komet ist, der sich eine kurze Zeit am Horizonte sehen läßt, und wiederum verschwindet. Geschieht dieses; so hat das Christenthum dadurch ungemein vieles gewonnen: diese vorübergehende Verwirrung wird zur Strafe Gottes, und der Triumph der Religion zur neuen Bestättigung der Verheißung des Heilandes: die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen. Um dieses Ereigniß zu beschleunigen, weiß ich kein sicherers Mittel, als daß man aufhöre, die Franzosen ferner zwingen zu wollen, daß sie ihre Verfassung oder ihre Meinungen ändern sollen. Ich habe es schon gesaget, und wiederhole es hier: zwingen lassen sie sich zu nichts. Hätte man den Krieg mit ihnen vermieden; so wären die Sachen nie so weit gekommen: macht man heute Friede, so ändern sie sich morgen von selbst. Dem Volke ist damit gedienet, daß es seine Religion wieder erhalte: und die Philosophen werdeu sich

wenig um die Religion des Volkes bekümmern, wenn sie mit heiler Haut davon kommen. Wenn die Philosophen bei ihren gallsüchtigen Ausfällen gegen die Offenbarung eine andere Absicht hätten, als die ihnen so gefährliche und verhaßte Pfaffheit zu stürzen; so wäre mir ihr Betragen ganz und gar unbegreiflich. Denn wenn ich die Sache blos philosophisch betrachte, so sehe ich nicht ein, wie ein Mensch wenigstens die göttliche Fügung der Offenbarung, und daß sie im Wesentlichen zum Plane der ewigen Vorsehung gehöre, widersprechen könne. Derjenige, welcher zuläßt, daß ein Alexander, ein Cäsar, daß Karl der Große, Peter der erste und andere dergleichen Männer nicht von ungefähr gerade in der Zeit entstanden sind, wo der Wirkungskreis für ihre großen Naturgaben schon vorbereitet war — welcher also zuläßt, daß der Untergang und die Entstehung der Reiche nicht durch ein blindes Fatum ohne Ordnung und Plan auf geradewohl sich ereignen, sondern daß ein unendlich weises Wesen, daß eine Gottheit diese für Millionen vernünftiger Geschöpfe so wichtige Begebenheiten leitet, der kann nicht in Abrede seyn, daß dieses unendliche Wesen die Schicksale seiner Creaturen auf diesem Erdenrund lenket. Er muß eingestehen,

daß

daß die Erfindung der Magnetnadel, des Schieß- pulvers und der Buchdruckerkunst — daß die Ge- burt eines Columbus, eines Vasco de Gama nicht von ungefähr, nicht tausend Jahre früher, oder auch jetzo noch nicht geschehen sind. Ist dieses, so war es gewiß eben so wenig von ungefähr, daß ein Minos, ein Orpheus, ein Numa entstanden, und den, noch in der Wildheit lebenden Menschen Gesetze und Religion gaben. Auch dieses mußte im Plane der Vorsehung liegen: und eben dassel- be muß man folglich von Brama, von Zoroa- ster, von Confucius, Odin und Muhammet be- haupten. Wenn man denn endlich so weit ist, daß man diese kleinen Schimmer menschlicher Kenntniß und Sittlichkeit als Fügungen der Vor- sehung erkennet, wie kann man verkehrt genug seyn, um den erhabenen Lehren eines Moses, eines Jesus (ich rede mit Philosophen) die ihnen zum Grunde liegenden göttlichen Veranstaltun- gen abzusprechen, da doch durch diese Lehren al- lein die allgemeine Erkenntniß eines einzigen Got- tes und einer ewigen alles beherrschenden Vorse- hung zu uns gekommen ist?

An quidquam tali nobis sit munere majus? — eine Wohlthat, die uns veranlassen müßte, einem und dem andern göttliche Ehren zu erwei-

weisen, wenn nicht eine Vergötterung Mosis dessen eigener Lehre widerspräche, und Jesus schon von der Entstehung seiner Lehre an, als der Sohn Gottes angebethet würde. Wenn ihr demnach die göttliche Fügung der Offenbarung im wesentlichen nicht widersprechen könnt, Philosophen! wenn es euch blos dünket, daß der große Haufe die Sache zu buchstäblich nehme; so saget, wie jener Alte: Usum populo relinquo, scientiam mihi servo. Begnüget euch, und seyd meinetwegen stolz darauf, klüger zu seyn, als andere: aber denket, daß eure Weisheit, wofern sie diesen Namen verdienet, die Frucht eines langwierigen tiefsinnigen Studiums ist, und daß alle diejenigen, denen Natur oder Schicksal die Gaben oder die Mußen versaget haben, euch nachzufolgen, über eurer unreligiösen Lehre in Gefahr gerathen, mit der Religion auch alle Beruhigung und allen Trost zu verlieren, der sie durch dieses mühsame Leben bis an das Grab begleitet. — Nicht genug! bedenket, daß derjenige, den Erziehung und Wissenschaften oder ererbte Glücksgüter nicht in Stand gesetzet haben, auch ohne Religion als ein ehrlicher Mann zu leben, unfehlbar ein schlechter Mensch und Bürger wird, wenn er aufhöret, Religion zu haben.

So unwissend der größte Theil des Französischen Adels war, so machte es ihm doch der bon ton zum Gesetze die ouvrages de mode zu lesen, und diese ouvrages de mode waren vorzüglich die Schriften des Voltäre's und einige andere im Geschmacke des Compere Matthieu, denen man andere beigesellte, welche die Ehrfurcht fürs Publikum mir zu nennen verbiethet. Der Abstand zwischen den Geistlichen und den Leuten von der schönen Welt, welcher hieraus entsprang, war unendlich, und nachdem einige empörende Bluturtheile, wie jene des Calas und des Ritters de la Barre die Geistlichen und ihren Anhang vollends verhaßt gemacht hatten, sah diese, wenigstens der Theil davon, der in Städten wohnte, kein anderes Mittel mehr, sich in Credit zu erhalten, als daß sie ihre Gesinnungen und Lebensart zum Ton der Weltleute herabstimmte. Dieses that sie auch. Mr. l'Abbé lachte und scherzte über Religion und Sitten, hielt sich eine schöne Gebietherin, und lebte ganz nach der Mode. Diejenigen, welche es nicht nachmachen wollten, hießen cagots, und bald nannte man sie Heuchler, weil man in der schönen Welt bei der einmal angenommenen Lektüre gar nicht begreifen konnte, daß ein Mensch von gesun-

den fünf Sinnen aufrichtig an Religion glaubete. Für die Geistlichkeit, wenigstens für deren entbehrlichsten Mitglieder, hatte die Vorsehung, wie beinahe überall, sehr gut gesorget. Diese Herrn lebten im Ueberflusse, zankten sich mit dem Staate, so oft er einen Theil davon verlangte, und schoben dann gewöhnlich die Last auf diejenigen, die bei der meisten Arbeit am wenigsten zu geben im Stande waren. Das Aergerniß wurde von allen Seiten so groß und allgemein, daß es auch dem Landvolke nicht mehr verborgen bleiben konnte. Bei dieser Art Menschen haben Unterscheidungskraft und unpartheiische Beurtheilung gewöhnlich sehr enge Grenzen: sie waren daher sehr geneigt, den Druck, unter welchem sie lebten, der Geistlichkeit, die keinen Theil daran haben wollte, mit Schuld zu geben, und so nach die Pfaffen Theils als Urheber, Theils als gefühllose Zuschauer ihres Elendes zu hassen. Man erinnert sich vielleicht der Worte, welche ein Landmann sagte, als man ihn fragte, wozu denn er bei der Versammlung der Landstände votiren werde? — Auf Abschaffung der Tauben, der Kaninchen und der Pfaffen, sagte er: die ersten fressen uns das Getreide weg, wenn wir es säen, die zweiten, wenn es aufgeht, und die dritten, wenn es reif ist.

Unter solchen Umständen wäre es ein Wunder gewesen, wenn die Nation sich dem Umsturze der Geistlichkeit widersetzet hätte. Auch geschah es nicht, und zwar um so weniger, als die ersten Häupter der Revoluzion bescheiden genug gewesen waren, die Religion anfänglich zu schonen, bis sie das Volk genugsam in ihrer Macht hatten, um es zu führen, wohin sie wollte. Man überdenke nun alle oben angeführte Ursachen, die einer geoffenbarten Religion in jedem Lande, menschlicher Weise zu reden, gefährlich werden müssen, und setze dazu die besondern Ursachen, die in Frankreich einen hohen Grad von Wirksamkeit erreichet hatten — man erinnere sich dabei dessen, was ich in meinem vorhergehenden Stücke von den Wirkungen der Verschiedenheit der Religion, und der Unduldsamkeit in Frankreich gesaget habe — man nehme dazu die Wirkungen eines leichtsinnigen und wandelbaren Charakters, nebst dem, was Rache, Ehrgeitz, Habsucht und Sektenhaß bei unternehmenden Menschen unter günstigen Umständen wirken; und man wird sich erklären können, warum es in Frankreich so weit gekommen ist, daß alles unter und über sich geht — man wird das Loos der Menschheit beweinen, die ihren Sturz in den

Abgrund des Elendes nicht eher ahndet, als bis sie schon so stark zu straucheln angefangen hat, daß sie sich nicht mehr halten kann.

Felix, quem faciunt aliena pericula cautum!

Ich wünsche, daß jedes Volk an dieser blutigen Katastrophe ein Beispiel nehme, um ein ähnliches Ereigniß von sich, so weit als möglich, zu entfernen. Aber wenn es zu erwarten wäre, daß die Franzosen ihrem Freiheitssysteme Dauer verschaffeten, und eine neue vom Christenthume ganz verschiedene Religion mitten in Europa einführeten, dann würde es große Regierungskunst erfordern, um unter den Umständen, wo wir uns befinden, die Nachahmung zu verhindern, besonders wenn, wie es zu besorgen wäre, die Nachahmer heimlich oder öffentlich unterstützet würden. Gelinde Strafen würden wenig fruchten, und scharfe Züchtigungen könnten eben die Folgen haben, welche das Urtheil des Calas und des Ritters de la Barre in Frankreich hatten. Scharfe, ungewöhnliche Strafen (dieses hatte Kaiser Joseph II nicht bemerket) führen ohnehin das Ungemach nach sich, daß sie auf den Nationalcharakter einen bösen Einfluß haben, wie die häufigen Ermordungen jetzo in Frankreich thun,

und — daß man sie in der Folge über kurz oder lang mildern muß, wie es in Spanien und Portugall mit der Inquisition gegangen ist. Alles Ueberspannte dauert nicht lange: läßt man nun von der Strenge nach; so glaubt jedermann, da Gewohnheit halber geringe Strafen nicht mehr gescheuet werden, schon ohne Gefahr sich der Vergehungen schuldig machen zu können, welche nun gelinder bestraft werden: es scheint, die Regierung erkenne ihr Unrecht.

- - Tolle periclum:
Jam vaga prosiliet frenis natura remotis.

Was ist demnach zu thun, da uns einmal so viel daran gelegen ist, die Uebel, welche Frankreich drücken, nicht bei uns einreissen zu lassen? Hierüber mögen andere ausführlichere Vorschläge thun, welchen die Natur mehr Scharfsinn verliehen hat, als mir. Ich habe meine Gedanken, in Ansehung politischer Veränderungen, bereits am Ende des Jahres 1792 gesaget, wo mir dasjenige, was seither geschehen ist, so ziemlich klar geahndet hatte, und ich hoffe, daß man die guten Absichten an mir nicht miskennen werde. In dieser Rücksicht schmeichle ich mir auch, daß mir das Publikum die Fehler und Irrthümer verzeihen werde, in welche ich gefallen seyn kann. Ha-

be ich aber die Ursachen errathen, welche Frankreich in so großes Unglück gestürzet haben; so wird man mit mir einstimmig seyn, daß wo immer dieselben Ursachen oder nur einige der vorzüglichsten zusammen treffen, auch dieselben Wirkungen unvermeidlich sind, man mag dagegen anwenden, welche Mittel man will, wenn man nicht das Uebel an der Wurzel abschneidet.

- - - Nisi causa morbi
Fugerit venis.

In Ansehung des Religiösen bitte ich mir noch einige Bemerkungen zu gute zu halten. Was war wohl Ursache, daß die Vielgötterei, ungeachtet aller ihrer Ungereimtheiten, sich so viele Jahrhunderte, Jahrtausende möchte ich sagen, erhalten hat? Ich finde sie darin, daß man das Volk ruhig bei den Ceremonien, Opfern und Spielen ließ, worin der Götzendienst bestand, ohne es weiter auf die Religion aufmerksam zu machen — daß die Philosophen nicht nur nicht viel dagegen schrieben, sondern fast durchgehends mit Anstand dachten — daß man den Götzendienst äusserlich immer verschönerte, und ihn dadurch anziehender und reitzender machte — daß das Volk bei noch nicht erfundener Buchdruckerkunst die wenigen Schriften nicht zu Gesichte bekam,

die es hätten irre machen können u. d. gl. Ovid, Virgil, Horaz und ihres gleichen waren wohl unstreitig Philosophen: man sehe aber nur, mit welchem Anstand, mit welcher Ehrfurcht sie von den Göttern reden, und die Religion anpreisen.

Delicta majorum immeritus lues,
Romane. donec templa refeceris,
Aedesque labentes de orum &
Fœda nigro simulacra fumo.

saget Horaz, und doch weiß jedermann, wie Horaz dachte: er war ein Epikuräer.

- - - Credat Judæus apella,
Non ego, namque deos didici securum agere ævum:
Nec si quid miri fecit natura, deos id
Tristes ex alto cœli demittere decto.

Virgil glaubte an einen einzigen Gott, als Beherrscher und Erhalter der Welt, aus dessen unendlicher Lebensquelle alle Wesen ihr Daseyn, Leben und Kraft schöpften

Principio cœlum, ac terras, camposque libentes,
Lucentemque globum lunæ. titaniaque astra
Spiritus intus alit. totamque infusa per artus

MENS agitat molem, & magno ſe corpore miſcet.
Inde hominum pecudumque genus &c.
Igneus eſt illis vigor & cœleſtis origo.
Seminibus

Auch Ovid leget die Erſchaffung der Welt, oder vielmehr deren Entwickelung aus dem Chaos nicht einem ſeiner Götter, ſondern einem ungenannten allmächtigen Weſen bei.

- - - Quisquis fuit ille Deorum.

Cato iſt ſchon beim Lucan ein Spinoziſt:

Jupiter eſt, quodcumque vides, quocumque moveris.

Horaz ſaget es in der Ode an den Cenſorinus ſo gar mit dürren Worten, daß die Götter nur ein Werk der Dichter ſind.

Cœlo muſa beat. Sic Jovis intereſt
Optatis epulis impiger Hercules.
Clarum Tindaridæ ſidus ab infimis
Quaſſas eripiunt æquoribus rates.
Ornatus viridi tempora pampino
Liber vota bonos ducit ad exitus.

Dem ungeachtet mit welcher Schonung ſprechen alle dieſe geiſtvollen Männer von dieſen Hirngeſpinſten. Hätte wohl Ovid ſeine Verwandlungen mit mehr Anſtand, in Bezug auf den beſte-

benden Glauben, erzählen können, wenn er sie alle für wahr gehalten hätte? Warum thaten sie das? War es ihnen vielleicht unbekannt, zu welchen Unthaten die Betrügereien ihrer Pfaffen unter dem Vorwand der Religion Anlaß gegeben hatten? Hat nur Lucrez allein den Opfertod der Iphigenia beweinet?

Aulide quo pacto Triviai virginis aram
Iphianassai turparunt sanguine foede
Ductores Danaum?

Die Ursache dieser äusserlichen Ehrerbiethigkeit (eine andere kann man ohnehin nicht verlangen) lag unfehlbar in der Erkenntniß der Wohlthaten, welche die Welt der Religion zu danken hat. So schlecht diese war, und so sehr sie gewünschet haben mögen, eine bessere zu haben; so hielten sie es doch für zu gefährlich, sie öffentlich anzutasten, weil sie sich nicht versichert halten konnten, daß dasjenige, was man an ihre Stelle setzen würde, sollte es auch Wahrheit an statt der Lüge seyn, dieselbe Wirkung auf den großen Haufen machen würde. Vielleicht ist eben dieses die Ursache, warum Kaiser Julian vom Christenthume nichts wissen wollte. Er hatte einmal das Unglück, es nicht für göttlich, sondern für Menschenwerk zu halten, und dann dachte er:

Irrthum für Irrthum! Wir wollen lieber beim Alten bleiben, als dieses Wechsels halber das Reich in Gährung und Zwiespalt setzen. O! ihr Reformatoren vergangener Zeit, warum dachtet ihr nicht wenigstens wie Julian!

Wir finden die Sprache der Alten, wenn sie von ihren Göttern und ihren religiösen Ceremonien reden, sehr schön, und lesen sie mit Vergnügen. Wir lachen nicht über Horazen, wenn er saget, er habe den Neptun seine nassen Kleider geopfert, und zum Denkzeichen eine Votiftafel in dessen Tempel aufgehängt.

- - - Me tabula sacer
Votiva paries indicat uvida
Suspendisse potenti
Vestimenta maris deo.

Auch über Virgiln nicht, wenn er seinen Helden einen Schild im Tempel Jupiters aufhängen läßt, mit der Inschrift:

Aeneas hæc de Danais victoribus arma.

Aber so bald von unserer Religion die Rede ist, da fährt der Geist der Schulfuchserei und des Sektenhasses in uns. Wir können davon nicht sprechen, ohne zu polemisiren, zu dogmatisiren oder zu skoptisiren. An statt die Sache zu las-

sen, wie sie ist, künstelt und pfuschet man ohne Unterlaß daran, bis man sie ganz verpfuschet und verkünstelt. — Aber es war, es ist zu viel Aberglauben dabei: man muß die Religion auf ihre ursprüngliche Reinigkeit zurücke bringen. Diesen Ton hörte man ehedem von einer Seite, woher jetzo die Göttlichkeit des Christenthumes schon laut angefochten wird. — Da war es dann der Mühe werth, es auf seine ursprüngliche Reinigkeit zurückbringen zu wollen. In diesem Bestreben nach der ursprünglichen Reinigkeit liegt die erste Veranlassung zu seinem Verfalle. Wenn man geglaubet hätte, daß es in dieser nackten Geistigkeit bestehen könnte; so hätte man es dabei gelassen: aber mir ist es sehr wahrscheinlich, daß es damit nicht einmal hätte eingeführet werden können. Als nämlich das Christenthum anfieng, sich zu verbreiten, sah man ein, daß es wegen seiner Simplizität allenthalben große Lücken ließ, und man bemerkte, daß der große Haufe, der allezeit am Sinnlichen hängt, diese Lücken mit etwas ausgefüllet haben wollte, und sie selbst ausfüllete, indem er den heidnischen Aberglauben mit der christlichen Religion verband, so wie etwa die Chineser mit Gutheißung der klugen Jesuiten gethan haben. Der Abstand zwi-

schen einer ganz sinnlichen und einer ganz geistigen Religion war zu groß, als daß man so leicht von der einen zur andern übergehen konnte. Man war also bedacht, die Lücke mit etwas auszufüllen, das wenigstens dem Christenthume nicht zuwider wäre, wenn es auch eben nicht dazu gehörte. An den Platz der Götter und Göttinnen stellte man Heilige, *) welche man aus solcherlei Personen wählte, die ihr Leben in Gottesfurcht durchlebet, oder wohl gar ihre Anhänglichkeit an die Religion Christi mit ihrem Blute unterschrieben hatten. Man schrieb ihre Geschichten auf: und weil das Volk gerne von Wundern hörte; so erzählte man ihm die Wunder, die diese Heilligen vor und nach ihrem Tode gewirket haben. Hier mag nun freilich die Wahrheit vieles gelitten haben: aber die Sache konnte an und für sich von keiner bösen Wirkung seyn. Die Götter und Göttinnen hatten Tempel gehabt, oder man hatte sie an gewissen Orten angebethet, wo sie nach dem Wahne des Volkes Wunder thaten:

*) Man weiß, welche Freude es den Ephesern machte, als man ihnen die Nachricht brachte, daß sie die Jungfrau Maria, Mutter Gottes heißen durften. Diese guten Leute waren an den Dienst der magna mater Deorum gewöhnt, die man Cybele der Vesta hieß.

man schuf also diese Tempel in Kirchen um, oder bauete welche, wohin das Volk fortfuhr, seine Wallfahrten zu verrichten. Man hatte zu Ehren der Götter gewisse Festtage gehabt, die man mit vorzüglicher Feier begieng: also setzte man solche Feste zu Ehren der Heiligen oder zum Andenken der merkwürdigsten Epochen aus der Geschichte des Erlösers ein. Die Priester des Alterthumes hatten beim feierlichen Götzendienste gewisse unterscheidende Kleidungen gehabt: auch in diesem Stücke ahmte man ihnen nach, und so bekam der christliche Gottesdienst nach und nach die Gestalt, die er, wo die Reformation nicht wurzeln konnte, noch heut zu Tage hat.

Von alle dem steht zwar nichts im neuen Testament: aber es steht auch meines Wissens kein Verboth dagegen darin, und die Sache war in Ansehung des Zweckes gut. Man findet es doch nicht übel, daß die Fabeldichter moralische Wahrheiten in bildliche Vorstellungen von Thiergesprächen einkleiden; ungeachtet moralische Wahrheiten weit leichter zu fassen sind, als religiöse, weil sie der Vernunft mehr angemessen sind: warum will man denn gerade aus der Religion alle bildliche vehicula verbannen? — daß man

zu der Folge diese Nebensachen beinahe zur Hauptsache gemacht hat, anstatt sie immer für das gelten zu lassen, was sie waren, für Nebensachen; daran war die Entstehung der zahlreichen Mönchsorden, und überhaupt die Vervielfältigung der Priester Schuld, die aus der Einkleidung der Religion ein Gewerbe machten.

Im religiösen Betrachte kann ich alle diese Ausartungen nicht als wirkliche Uebel ansehen: denn ich habe gefunden, daß aller Orten, wo sie in Uebung und Achtung sind, das Volk auch eine unbegränzte Anhänglichkeit an seine Religion hat. Ob dabei einige schiefe Begriffe mit unterlaufen oder nicht, daran sollte wenigstens den Philosophen, und auch den christlicheu Neologen nichts gelegen seyn. Kläret diese Leute auf; so setzet ihr sie in den Fall, mit jenem Athenienser beim Horaz zu rufen:

- - Pol me occidistis amici!
Dum demtus per vim mentis gratissimus error.

Denket, daß Mercier *) die guten Weibchen um ihre Glückseligkeit beneidete, welche Thränen der

süßesten

*) Tableau de Paris.

süsesten Wollust im Tempel der Genofeva vergossen — daß er gewünschet habe, so wie sie, für Andacht weinen zu können. — Im politischen Betracht können religiöse Meinungen, in so fern sie blos Meinungen sind, nicht schädlich seyn: sollten aber die Folgen dieser Meinungen dem Staate nicht anständig, oder in Ansehung anderer Zwecke hinderlich seyn, so darf man ja nur die Ursachen und Stützen nach und nach entfernen, und es wird sich alles von selbst geben, ohne daß man nöthig hat, viel Geräusche zu machen, Länder zu verwüsten, und Menschen zu Hundert tausenden auf die Schlachtbank zu liefern. Glaubt man der religiösen Orden und der Klöster zu viel zu haben? — Je nun so verbiete man allen denjenigen ferner Kandidaten anzunehmen, welche man eingehen zu lassen für gut findet, und um eher damit fertig zu werden; so erlaube man jedem einzelnen die Kutte abzulegen, und als Weltpriester sich zu kleiden, wenn er beweisen kann, daß er sich ausser seinem Kloster auf eine seinem geistlichen Stande angemessene Art ernähren kann. Wenn man dieses blos erlaubet; so werden sich's viele zu Nutze machen, und kein Mensch wird

darüber klaget: befiehlt man es ihnen aber; so giebt man erstlich Anlaß zu klagen über Unrecht, und zweitens leget man sich die Last des Unterhaltes auf. Giebt es der Wallfahrten zu viele, und glaubet man, daß deren Besuchung die Bettelei und den Müßiggang zu sehr begünstige; so vermindere man an solchen Wallfahrtsorten nur die Zahl der Priester: so bald es an einem Orte keine Krämer mehr giebt, reiset auch niemand mehr hin, um etwas zu kaufen. Aber so lange eine Sache unschädlich ist, muß man sich sorgfältig hüten, sie anzutasten, weil man sich dadurch den Vorwurf zuzöge, die Religion des Volkes ohne Noth und Nutzen schikaniren, und die Leute in ihrer unschuldigen Andacht stöhren zu wollen.

Ein Reformator muß ein Philosoph seyn: aber ein Philosoph, der die Religion zu schätzen weiß, der sie liebet und verehret. Luther und Calvin waren unstreitig keine Philosophen, dieses wird mir jedermann einräumen: es waren ein Paar hitzige Köpfe und eigensinnige Theologen, deren Hauptleidenschaft die Rechthaberei war. Dabei gieng es ihnen wie den Patrioten in Frankreich: nachdem man einmal angefangen hatte,

sie zu verfolgen; konnten und wollten sie nicht mehr zurücke kehren, sondern mußten immer weiter gehen. Es sind also im Grunde der Römische Hof und seine eben so eigensinnigen Theologen daran Schuld, daß es mit der Sache so weit gekommen ist. Luther zumal hatte sich anfänglich so wenig von der allgemeinen Lehre entfernet, daß seine Theses, die er zu Wittenberg anschlug, beinahe nichts anders enthielten, als was in den hundert Beschwerden Deutscher Nation gesaget war, und was heute die besten katholischen Theologen ebenfalls sagen: übrigens war noch lange darnach seine Denkungsart von der Lehre der katholischen Kirche nicht so sehr verschieden, als es jene der jetzigen protestantischen Theologen von der seinen ist. Ich besitze ein gewiß sehr selten gewordenes Buch unter dem Titel: Vitæ Patrum in usum ministrorum verbi Dei, quoad ejus fieri potuit repurgatæ per Georgium Majorem *) cum præfatione Dni Doct. Mart. Lutheri Witebergæ 1562, welches die Lebensgeschichten der Aegyptischen Einsiedler mit allen Wundern enthält, die die Legende von diesen Männern erzählet — der Einsiedler Johannes,

*) Dieser war Doktor der Theologie zu Wittenberg

Hor, Apollonius, Ammon, Kopres, Paphnutius, Hilarion, Paulus, Antonius ꝛc. ꝛc. Um die Reinigung und Bekanntmachung dieses Buches hatte Luther den Doktor Mayer inständigst ersuchet: Impuli & vix perpuli precibus D. Georgium Majorem, saget er selbst in der Vorrede, ut hoc opus ſeligendi & purgandi omnia ſuſciperet. Es war ihm also gewiß viel an diesem Werke gelegen, und ohne Zweifel hat er sich herrliche Früchte davon versprochen. Aber bei aller Verehrung für die Tugend und Heiligkeit dieser Anachoreten — bei allem Glauben an die Wirkung des höllischen Satans zieht er ganz gewaltig gegen Rom und den Pabst los: jedoch leget er auch das Verderben Roms und seiner Beherrscher dem Teufel ganz allein zur Last. So dachte wohl sein Zeitgenosse, Erasmus von Rotterdam nicht, und hielt es eben darum nicht der Mühe werth, die Religion zu verändern.

Wenn man Luthern und seinen ersten Anhängern, denen die Bibel in allen Sätzen und Worten göttliches Orackel war, gesaget hätte, es würde eine Zeit kommen, wo ihre Nachfolger nicht alles, und dann (dieses ist menschlicher Weise zu urtheilen, unvermeidlich) bald gar nichts

mehr von diesem Buche für göttlich halten würden *) — wo man es zwar seines Alterthumes

*) Theologi Protestantes hodierni utriusque ecclesiae pene omnes & Catholicorum plerique libros, quos divinos vocamus, labe humanitatis non carere sine fuco docent. Quod si ita est, & equidem ne fateri nec diffiteri ausim, quam erunt difficiles notatu loci, quos ex ore divino fluxisse, aut humano calamo interjectos esse secure credas? Etenim si ecclesiae autoritatem spernimus, quid fiet de ea, quam nostrum quilibet sibi arrogat? Eveniet nimirum, ut quod tu divinum toto ore proclamas alter humanum esse pertinaciter evincere conetur: sive bona fide id faciat, sive studio contradicendi. Atque ita porro totius libri fides evanescet, praesertim quum non desint philosophi, qui in idem laborent. Sequitur inde, ut labefactata ecclesiae autoritate sensim & altera religionis christianae columna, scripturae nimirum sacra corruat, & homines excusso religionis freno in omne genus libidinis & licentiae erumpant. Quod quidem ad theologos veteres Protestantium attinet, certum habeo, eos non odio religionis, sed ex fidei abundantia pecasse, dum rejecta autoritate ecclesiae, solas scripturas fidei normam esse statuerunt; plus enim firmitatis huic rei subesse sibi persuasum habuerunt, quam nunc invenire se alii dolent, alii jactanter docent. Et horum quidem numerus in dies augetur, illorum mi-

und seiner Moral wegen noch immer schätzen, aber ihm nicht mehr Authorität einräumen würde, als den Schriften eines Seneca, Epiktets und Antonin — wo es vermöge der evangelischen Freiheit, die Theologen nach und nach so verhunzen und verstümmeln würden, daß, nachdem es eine Zeit die einzige Stütze der Religion gewesen ist, diese mit ihrem Fundament zusammen stürzen würde — wenn, sage ich, man ihnen alles dieses, wie es wirklich zum Theil erfolgt ist, und unfehlbar noch weiter erfolgen wird, mit überzeugender Gewißheit hätte darthun können; so bin ich sicher, daß sie vor dieser für sie schrecklichen Zukunft zurückegebebet wären. Denn ganz gewiß war ihre Absicht nicht, nur zu weitern Forschungen und Progressen in der Aufklärung

nuntur: pauci admodum veterum vestigiis sine titulatione inhaerent. Catholicorum quidam imitandi studio eandem viam ingressi sunt: taedet aeternae repetitionis; novi quid dicendum est. At nisi continuo gradum sistant, gentes quoque suos in gurgitem incredulitatis precipites agent, tanto quidem majore periculo, quo plus crediderunt, & prae servitutis odio in licentiam transibunt. Id protestantibus metuendum non est, quorum aliunde laxa satis vincula vix sentiuntur, & exuta penitus minus voluptatis parient. N. A.

den Weg zu bahnen: sie glaubten, allein Recht zu haben, und unter der Anführung ihres Lehrmeisters wirklich auf den Gipfel der Wahrheit und der christlichen Vollkommenheit gelanget zu seyn. Wenn aus dieser evangelischen Ueberzeugung ein solches Chaos willkührlicher Lehren entstanden ist; was wird aus diesen willkührlichen Lehren entstehen? Nichts anders als eine ganz philosophische Religion, die unter dem Volke nicht bestehen kann. Aus der natürlichen Religion entsteht neuer Aberglaube: ich sehe also nicht, was die Welt auch durch die natürliche Religion selbst in den Augen derjenigen gewinnen könne, welche am Christenthume lauter Aberglauben sehen. Also noch einmal ihr Theologen! lasset ab von eurer Dogmatik, Polemik und Casuistik! Katholicken bleibt bei eurer Erblehre — Protestanten bei euern symbolischen Büchern, nehmet beide die Bibel seltener in die Hand, und verfolget niemand, der anders denket, als ihr es haben wollet: handelt er gesetzwidrig; so wird ihn die weltliche Obrigkeit schon finden. Und ihr Philosophen! höret auf von der Religion und von allem zu reden, was darauf Bezug hat: übet euren Scharfsinn an neuen Entdeckungen in der Mathematik und Astronomie, in der Physik und Medizin, im Ackerbau, in der Vieh- und Baum-

zucht, in Haushaltungs- und andern Künsten. Ihr Dichter! besinget die Güte und Weisheit des allmächtigen Schöpfers, kleidet die Tugend mit dem reitzenden Gewand eurer himmlischen Sprache, und lehret eure Mitbürger die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens. Theologen, Philosophen und Dichter! denket, was und wie ihr wollet, aber schreibet und lehret nur, was wahrhaft nützlich, oder wenigstens nicht schädlich ist, und sprechet von jeder Religion nicht anders als mit Hochachtung. Lasset euch niemals in Untersuchung und Zergliederung ihrer Lehren und Gebräuche ein, als wenn sie der Wohlfahrt der Menschen schädlich sind, und auch dann lasset Glimpf und Bescheidenheit euer erstes Gesetz seyn. In Frankreich, wo man mit zu viel Freiheit von der Religion geschrieben, und ohne Scheu darüber gelachet hat, gienge man jetzo gern wieder zurücke: aber ich fürchte, daß es zu spät ist. Die Ursachen der Revoluzion, in so fern es darauf angesehen war, die Staatsverfassung zu verbessern, haben zwar mit dem Religionssysteme nichts oder sehr wenig gemein: aber man benutzte die Gelegenheit, um auch dieses zu verändern. Die Frage, ob man Protestanten mit zu Landständen wählen dürfte, hätte entwe-

der gar nicht aufgeworfen, oder verneinend beantwortet werden sollen. Ich will keineswegs unterschreiben, was Grosley von den Kalvinisten gesaget hat, *) denn ich halte es selbst für übertrieben: aber ich habe andere ganz natürliche Gründe für meine Meinung. Wenn es, wie ich schon vorhin behauptet habe, überhaupt gefährlich ist, die ersten Aemter des Staates mit Leuten von verschiedenen Religionen zu besetzen so ist es gewiß noch weit gefährlicher, so zusammengesetzten Menschen die gesetzgebende Gewalt in die Hände zu geben. Wenn Mirabean bedacht war, die Bastille zu zerstöhren, weil er darin eingesperret gewesen war; wie viel eher konnten die Protestanten in Frankreich darauf bedacht seyn, den Katholizismus zu stürzen, von welchem sie seit mehr dann hundert Jahren so sehr waren verfolget und unterdrücket worden? Dieser heimliche Wunsch war ihnen zu verzeihen; denn er lieget in der Natur des Menschen: aber man hätte wissen sollen, daß sie diesen heimlichen Wunsch hatten, und hätte ihnen, bei allen bürgerlichen Rechten, die man ihnen wieder zu geben mit Recht gesonnen war, keine Gelegenheit verschaffen sollen,

*) Londres T. 2. p. 202. & suiv. edit. de Neufchatel.

an dessen Erfüllung arbeiten zu können. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß die Protestanten schon bei der ersten Nationalversammlung einen durchdachten Plan hatten — dieses ist nicht einmal möglich, denn eine Million Menschen denken nicht, und machen keine Plane: aber Gelegenheit macht Diebe, saget das Sprichwort. Hatten sie es so weit gebracht, ihre vorigen Rechte, und vielleicht etwas mehr wieder zu erlangen; so war das erste, was sie nun zu thun hatten, sich vor dem zweiten Verlust in Sicherheit zu setzen. Nun erlaube man mir zu fragen, wodurch denn die Reformirten sich sicher stellen konnten, daß ihnen nicht zum zweitenmal widerführe, was Ludwig XIV. ihnen gethan hatte? — Nachdem was die erste Nationalversammlung gethan, und bei den Folgen, die dieses gehabt hatte, war meines Erachtens kein anderes Mittel, als den Thron und die Altäre zugleich umzustürzen. Solche Gelegenheiten kommen nicht alle Tage: es erforderte also die Klugheit, daß sie die erste, die sich ihnen darbot, nicht unbenutzet ließen, besonders, da die Denkungsart so vieler tausend Katholicken ihnen zu diesem Ziel und Ende so günstig war, als sie es nur seyn konnte: nur mit dem Unterschiede, daß diese bei ihren Unterneh-

mungen gegen die Religion keine Nebenabsicht hatten. Bei der brüderlichen Umarmung der Katholicken und Protestanten hätte es nur alsdann sein Bewenden haben können, wenn alle Stände des Reichs mit der neuen Verfassung zufrieden gewesen wären. Allein nun waren der Hof, der hohe Adel und die Geistlichkeit zu sehr gemishandelt worden, und dachte natürlicher Weise auf Mittel, das Verlorne wieder zu gewinnen, und sich sodann ebenfalls für die Zukunft in Sicherheit zu stellen. Ich habe zufälliger Weise mit drei Französischen Emigranten von Adel eine kleine Reise gemacht. Der eine von ihnen wollte die Deutsche Sprache lernen, und hatte schon wirklich den Anfang dazu gemacht. Er bath mich daher um allerlei Erläuterungen, und indem er sich über die große Verschiedenheit der Sprachen beklagte, warf er die Frage auf, woher dieß wohl gekommen seyn möge? Was die neuen Europäischen Sprachen betrifft, die eine große Aehnlichkeit mit einander haben, sagte ich, so läßt sich deren Ursprung, so ziemlich aus der Geschichte erklären: in Ansehung der uralten sogenannten Muttersprachen aber können wir's nicht, weil wir von deren Entstehung zu weit entfernet sind, und uns die Nachrichten fehlen. Die Ge-

lehrten haben hierüber nichts weiter als Muthmasungen auf die Bahn bringen können. Hier bewegte sich ein anderer auf seinem Sitze mit einer unwilligen Miene, und sagte in einem sehr misvergnügten Tone: Die Geschichte des babylonischen Thurmbaues hätte den Gelehrten das Räthsel auflösen können, ohne daß sie vonnöthen gehabt hätten, sich viele Mühe zu geben. Ich versetzte darauf lächelnd, es scheine, daß nicht jedermann so leicht zu befriedigen wäre, als er. Das ist es eben, erwiederte er, was das Unglück der Welt macht, die Grübeleyen der Gelehrten, und die vermaledeyte Philosophie. Hätte diese Pest in Frankreich nicht so weit um sich gegriffen; so würden wir jetzo die Ehre nicht haben, mit ihnen zu reisen. Aber Geduld! setzte er hinzu, es wird und muß wiederum anders werden, und dann wird man auch Maasregeln für die Zukunft zu nehmen wissen. Dieselbe Sprache hörte ich auch andere reden, von denen ich wohl wußte, daß sie vor der Revoluzion keinen Schatten von Religion gehabt hatten. Wollte nun die einmal herrschende Parthei nicht in Gefahr gerathen, wiederum unter das Joch kriechen zu müssen, und wegen des Vergangenen nach aller Strenge gezüchtiget zu werden; so

konnte sie, da einmal an eine Aussöhnung nicht mehr zu denken war, nichts zweckmäßigers thun, als was sie gethan hat, nämlich die Religion und alles, was darauf wiederum zurückführen könnte, so wie auch die vorige Regierung mit allem, was sie wiederum herzustellen ein Interesse haben mochte, gänzlich zu zernichten. Dieses wird einleuchtender, wenn man betrachtet, daß in Frankreich jede der zwo mächtigen Religionspartheien die Unterdrückung fürchtete, so lange beide beisammen bestanden. Die protestantische hatte dieses Schicksal schon über ein Jahrhundert, und gleich bei ihrer Entstehung in vollem Maase gehabt, so daß man es ihr eben nicht sehr verargen darf, wenn sie eher alles mögliche wagte, als sich von neuem in den Stand der Erniedrigung zurück fallen zu lassen, aus welchem sie so eben sich herausgewunden hatte. Den Katholicken konnte nichts unerträglicher fallen, als dasselbe Schicksal zu haben. Um also beide aus der alternative zu herrschen oder verfolgt zu werden, heraus zu ziehen, hub man beide auf, und führte eine dritte Religion ein, die mit beiden vorigen gar nichts gemein hatte, und erwartete den Erfolg von der Zeit. Allein es scheint, daß die eine Parthei in der Person des ältern Robes-

pierre einen Mann hatte, der nicht aufrichtig zu Werke gieng, sondern geheime Absichten hatte, und diese religiöse Metamorphose der Franzosen nur als ein Mittel seine Absichten zu erfüllen begünstigte. Robespierre wollte herrschen: sollte er geglaubet haben, daß er über ein Volk von Philosophie herrschen — das selbst eine philosophische Republick unter seinem Protektorat bestehen könnte? Nimmermehr: so wenig ich ihn für einen großen Geist halte; so bin ich doch versichert, daß er vom Gegentheile überzeuget war. Ich bin daher der Meinung, daß bei seiner Absicht das Christenthum keine Gefahr lief, sondern nur das Pabstthum. Der protestantischen Religion geradezu auf Kosten der Katholischen die Herrschaft einzuräumen, war eine unausführbare Sache: denn erstlich wäre den Philosophen damit nicht gedienet gewesen, und zweitens hätte es bei den Katholicken zu viel Aufsehen und Eifersucht erwecket. Beide mit einander umzustürtzen war leichter. Aber war Robespierre einmal zum Protektorat gelanget — hatte Frankreich alle Leute, die sich einen Anhang machen konnten, verloren, sich durch langwierige Kriege ganz erschöpfet, und bis zum Hinsinken ermüdet; dann war es ein Kinderspiel, ihm eine Religion zu geben, wie man es für gut gefunden

hätte: denn dieserwegen wäre der Krieg nicht gleich von neuem angegangen, und in einigen Jahren hätte man sich daran gewöhnet. Die Mittel zu diesem Zwecke zu gelangen, waren bisher ziemlich gut gewählt: Robespierre hatte durch Verfolgung der Gottesläugner sich bei dem Volke im Credit zu erhalten gesuchet: er gieng so weit, daß er die Privatandachten (solche, wie die Protestanten in Frankreich seit hundert Jahren gehabt hatten) nicht stöhren ließ: aber er duldete keinen Priester, und wenn man den Katholicken diese wegnimmt; so sehe ich nicht, daß sie mehr weit von den Protestanten abstehen. Das Bischen spekulativen Glaubens, das beide unterscheidet, hätte sich beim Mangel öffentlichen Unterrichtes in einer Generation verloren, und die Sache war gethan. Was ich sehe, und schon lange gesehen habe, das ist den Augen vieler tausend anderer gewiß nicht entgangen: die Sache machte Aufsehen: Robespierre glaubte eilen zu müssen: er schärfte deswegen das Revoluzionsgericht: eben dadurch wurde man noch aufmerksamer: man faßte den Entschluß, ihn den Tausenden nachzuschicken, die er hatte ermorden lassen, und führte ihn glücklich aus. Man wird mich, wie ich hoffe, nicht im Verdacht ha-

ben, daß ich selbst aus Sektenhasse der reformirten Kirche zu nahe treten wolle: sollte ich aber diesem Verdachte nicht ausweichen können; so sage ich darauf, daß ich erstlich vollkommen überzeugt bin, daß unter den Umständen, in denen sich Frankreich in Ansehung der Religion befand, der Katholizismus zu sehr auf der Hinfälligkeit war, um ohne die gewaltsamsten Heilungsmittel wieder zur Genesung gelangen zu können — daß ich zweitens dessen Umwandlung in den Kalvinismus dem lieben Gott nicht würde verarget haben, wenn sie ohne so gewaltsame Mittel hätte geschehen können — daß drittens Robespierre und etliche andere seines Gelichters die Kirche nicht sind, und endlich, daß ich meine Meinung nicht aus deu Fingern gesogen habe. Der Verfasser einer Druckschrift, deren Titel mir ganz entfallen ist, hat dem Könige von Preussen die derbsten Vorwürfe gemacht, daß er sich gegen die Franzosen in einen Krieg eingelassen habe, dessen Endzweck wäre, das Pabstthum in Frankreich von neuem zu befestigen, und die protestantische Religion zu unterdrücken. Dieser Mann wußte oder glaubte also damals schon, daß man in Frankreich mit dem Projekt schwanger gieng, dem Pabstthume ein Ende zu machen, und der

prote-

protestantischen Religion empor zu helfen? — Woher wußte er's, oder aus welchem Grunde glaubte er's? So sehr, dünket mir, sollte man sich heut zu Tage Wohlstandes halber nicht blos geben. Nur ein zelotischer Pfaffe (ich nehme hier keine Religion aus) kann eines solchen Unsinnes fähig seyn. Wo du das Interesse deiner Religion sahest, da sahe Friederich Wilhelm das Interesse von ganz Europa, die Gefahr der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, die Wohlfahrt aller Völker von Europa ohne Rücksicht auf Rosenkranz oder Hauspostill. Sey versichert, daß es vernünftigen Menschen in allen Religionen sehr gleichgültig ist, welche hier oder da herrsche: wisse, daß der Pöbel in allen Religionen Pöbel, und ein gefährliches Thier ist, er mag singen, oder stille bethen — die Bibel lesen oder Messe hören. Wisse endlich, daß das beste Mittel ihn im Zaume zu halten, ist, ihn recht feste an seine eigene Meinungen zu knüpfen. Ich habe die Engländer und Holländer gelobet, daß sie den Katholicken alle Theilnahme an den Regierungsgeschäften versagen — ich tadle die Franzosen, daß sie den Protestanten diese Theilnahme gestattet haben — und dieses aus keiner andern Ursache, als weil ich weiß, daß es in allen Re-

ligionen Narren giebt, die ihre Pflicht ihren Vorurtheilen aufopfern.

Im festen Vertrauen auf eine allweise und gütige Vorsehung bin ich versichert, daß dasjenige geschehen werde, was den Menschen in ihrer gegenwärtigen Lage am zuträglichsten ist, und durch natürliche, im ewigen Plane des Schöpfers liegende Mittel bewirket werden kan.

Je ne décide point entre Géneve & Rome. Wäre es der Wille Gottes gewesen, daß zur Zeit Luthers und Calvins die katholische Religion ganz vertilget würde; so würden Reformirte und Lutheraner bis heute noch nicht aufgehöret haben, sich zu verfolgen. Man weiß, daß lutherische Theologen den Reformirten so gar den Namen, Christen, streitig gemacht haben: aber die Philosophie und ein gemeinsames Interesse gegen die mächtige katholische Parthei hat Eintracht und Verträglichkeit unter ihneu hergestellet. Die wohlthätigen Gesinnungen beginnen allmählig auch zwischen Protestanten und Katholicken die Oberhand über den verächtlichen Sektenhaß zu gewinnen: aber es giebt leider! noch immer Theologen, die jene zu unterdrücken, und diesen zu unterhalten beflissen sind. Den Theo-

logen hat man es zu verdanken, daß alle Versuche zu einem Vergleich beim Ausbruche der Religionsirrungen vereitelt wurden — ihnen hat man die Intoleranz zuzuschreiben, die noch wirklich herrschet, und sie sind es, die, es sey aus Rechthaberei oder aus Interesse diese Intoleranz verewigen werden. Nach unsern Begriffen hätte also die Reformation allgemein oder gar nicht seyn sollen, weil deren partielle Einführung die Menschen entzweiet hat: aber wer weiß, welches Gute bereits daraus entstanden ist, das ohne sie unterblieben wäre? — wer weiß, was noch daraus entstehen wird, wozu die Welt ohne sie niemals gelangen konnte. Noch einmal! laßt uns an eine ewige allweise Vorsehung glauben — laßt uns mit Hindansetzung aller Vourtheile der Erziehung brüderlich zusammen leben — laßt uns zur Glückseligkeit der Menschen ohne Unterschied ihrer Meinungen beitragen; und ich bin versichert, daß wir das Unglück einer gewaltigen Staatsumwälzung nicht zu fürchten haben, besonders, wenn der Himmel unsern Regenten weise und getreue Rathgeber verschaffet, die ihre Mitbürger lieben, und ihren Ruhm darin suchen, deren Wohlfahrt zu befördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Girtanner, Christoph, 1760-1800

Die Franzosen am Rheinstrome

Bd.: 3/4

[Mannheim] 1795

Gall.rev. 371-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10421913-7
VD18 80361080-001